Ph. Pr.
638

Heydenreich

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36607860200013

<36607860200013

Bayer. Staatsbibliothek

K. H. Heydenreichs
Professors der Philosophie in Leipzig

Betrachtungen

über die

Würde des Menschen

im Geiste der Kantischen Sitten- und Religionslehre

mit

Zollikofers Darstellungen

über denselben Gegenstand.

Herausgegeben

und nach Heydenreichs Grundlinien einer geistlichen Redekunst mit einigen Winken zu einer Parallele

zwischen

Heydenreichs und Zollikofers Ideen

begleitet

von

J. G. Gruber.

Leipzig,
bei J. B. Schiegg.

135. C
1803

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Den Freunden Heydenreichs

Herrn

D. Heinrich Blümner

Professor, Senator und Beisitzer des Ober-Hofgerichts zu Leipzig.

Herrn

D. Rudolph Hommel

Senator zu Leipzig,

Herrn

Karl Gottlob Schelle

Heydenreichs Biographen

im Gefühl innigster Hochachtung

gewidmet

von dem Herausgeber.

Θησαυρὸς μεγας ἐςʼ ἁγαθος φιλος

τῳ και τηρησαι τουτον ἐπιϛαμενῳ.

Anthol. gr. N. 425.

Vorrede.

Mit Vergnügen nahm ich den Auftrag an, eine Schrift des verewigten Professors Heydenreich herauszugeben, die ihrem Gehalt nach weit bekannter zu seyn verdient, als das Werk, worin sie zuerst erschien, geworden ist. Eine unglückliche Vereinigung von Umständen verhinderte die Verbreitung der von dem Verstorbenen angefangenen: Kleinen Monatsschrift für Freunde der

Religion und Feinde des Aberglaubens, worin gegenwärtige Betrachtungen, in mehrere Hefte vertheilt, zuerst erschienen. Ich bin völlig überzeugt, daß sie einen besondern Abdruck verdienen, und das Geständniß der Verlagshandlung, durch den häufig geäußerten Wunsch schätzbarer Männer hiezu bewogen worden zu seyn, gewährt mir eine herzliche Freude, weil ich hierin einen neuen Beweis sehe, daß Verdienste, die man sich zu verkleinern alle Mühe gab, dennoch nicht unterdrückt werden können. Bei dem Leben Heydenreichs hat ihn die Allgemeine Jenaische Litteratur-Zeitung beinahe so übel wie ein Weygand behandelt, ihm nur äußerst selten Gerechtigkeit wiederfahren lassen, ja aus einigen über seine Schriften gelieferten Beurtheilungen leuchtet

sogar eine hämische Feindseligkeit gegen ihn hervor; nach seinem Tode haben kleinlicher Neid, Mißgunst seines Ruhmes, und ein gewisser vornehmer Hochmuth hie und da erst recht angefangen, seine wohlgegründeten Verdienste zu beschmitzen. Welchen Ausfall Herr Fichte in seiner Periode der Verzweiflung auf ihn gemacht hat, weiß man; voll Wuth und Grimm schreit ihn dieser neue Scioppius an, er sey schlechterdings kein Philosoph, lediglich darum, weil er keiner sey, d. h. Herr Fichte weiß keinen Grund dafür, behandelt ihn also in seiner Methode nach beliebter Kürze. Im Grunde aber hat Herr Fichte wohl einen Grund, nämlich weil Heydenreich, man denke! die unerhörte Frechheit gehabt hat, Herrn Fichte zu widersprechen. Ja, wer sich auch das unterstehen

will! Armer Heydenreich, nun bist du freilich verloren, denn Fichte der αυτοτατος hat's gesagt! Und die Verdienste dieses Namens, hauptsächlich um die wahre Ansicht der Religion, sind, nach Herrn Schads Versicherung, einzig und ich glaube gar unendlich. Was würde es dir also helfen, wenn du sagtest: alles was Fichte hierüber Wahres und Gutes gesagt hat, das habe ich längst vor ihm gesagt, nur mir nicht so viel darauf eingebildet, es nur deutlicher und besser gesagt (und ich weiß wohl, daß du dieses streng beweisen könntest) aber du wärst doch verloren, denn der Bannspruch ist einmal von Berlin und Jena aus über dich herabgedonnert. Streite um des Himmels willen nicht, denn die Herren haben eine Polemik, die deiner humanen Denkungs-

art durchaus nicht gemäß ist, sie erheben ihre Gegner zu dem Ideal der objektiven Dummheit und Narrheit, wie wir von dem kleinen Schlegel neulich erfahren haben. Doch, meine Herren, redet ihr nur fort, denn es bedarf, wenn ihr Satiren auf euch selbst sagen sollt, nichts, als daß man euch, wie Lessing sagt, — eben fortreden läßt. So viel aber weiß ich ganz gewiß, man wird Heydenreich lange noch mit immer neuem Interesse lesen, wenn man über euch nur noch lacht, und ihr euch betrübt unter einander zuruft: Nos fuimus Troes.

Nein, du Vollendeter! deine Schüler werden nicht zulassen, daß man ungestraft dein Andenken lästre, sie kennen deine ädeln Gesinnungen von den Pflichten gegen verstorbene Freunde, und werden in deinem Geiste

handeln, du Guter, der besser war als sein Ruf, und eines schönern Schicksals würdiger, als deine angestrengtesten Bemühungen dir verschafften. Schelle! — zwar könnte das Lob von Freundes Lippe bestochen scheinen, aber ich thue nur dem heißen Drange meines Herzens Genüge, wenn ich dir hier öffentlich danke, daß du völlig Rücksichtlos unserm gemeinschaftlichen Lehrer und Freunde durch deine musterhafte Charakteristik die Gerechtigkeit nach seinem Tode verschafftest, welche der Unglückliche während seines Lebens nicht erhalten konnte. — Du hast redlich deine Pflicht erfüllt! Du wirst sehen, daß ich der meinigen nicht uneingedenk war, obgleich ich sie erst später erfülle! Heydenreich wird, und muß mir ewig theuer seyn, sein Andenken ist mir heilig. Wie wahr ist's doch,

was ein anderer Freund des Verewigten, der in jeder Hinsicht Achtungswerthe Herr D. Hommel, dieser würdige Sohn seines großen Vaters, auf Heydenreichs Grabstein setzen ließ:

Göttliches hat er uns oft in
Lied und Lehre verkündigt.

Das Publikum erkennt es mit Danke, — dies ist denn mein Trost bei den Schmähungen jener Polterer, und den versteckteren Angriffen jener Neidischen und daher freut es mich so herzlich, daß ich dem Publikum noch diese, Heydenreichs so würdige, Schrift übergeben kann. Wer sie gelesen hat, wird gewiß mit Achtung und Dank für ihren Verfasser erfüllt. Mehr setze ich nicht hinzu, denn es ist nicht meine Absicht, den Lobredner zu machen.

Was ich dabei gethan habe, ist nur wenig. Die Vorausschickung der Zollikoferschen Ideen über denselben Gegenstand däuchte mich, der leichtern Uebersicht halber, nothwendig, und ich glaube, das Wesentliche davon aufgefaßt und dargestellt zu haben. Die Grundlinien der geistlichen Redekunst habe ich aus mehrern Werken Heydenreichs zusammengestellt, und in Verbindung zu bringen gesucht, womit ich gar nicht etwas Ueberflüssiges gethan zu haben denke. Hätte ich früher, als vor Abdruck des Werks, Herrn Kindervaters schätzbares Buch: Ueber nützliche Verwaltung des Predigtamtes erhalten; so würde ich darauf Rücksicht genommen haben, wahrscheinlich aber werde ich mich in dem Journal des Herrn Schuderoffs über einige

Punkte, wo jener Denker anderer Meinung ist, als Heydenreich, näher erklären. Die Parallele endlich zwischen Heydenreich und Zollikofer soll keineswegs den Gegenstand erschöpfen, und vollständig behandeln, sondern bloß einige Winke zum Nachdenken über verschiedenes geben, was einer vorzüglichen Beherzigung würdig ist, und woran gleichwohl nur so wenige scheinen gedacht zu haben.

Daß ähnliche Untersuchungen jetzt Bedürfniß seyen, beweist mir unter andern eine Aufgabe in den theologischen Nachrichten vom Jahr 1802. No. 8. S. 104., welche in der Synode der Holzmindenschen Diöces erörtert werden soll: „Läßt sich von Kants moralischem Grunde für das Daseyn Gottes auch auf der Kanzel und selbst in den Kin-

derlehren ein populärer und zur Verstärkung des Glaubens an jene wichtige Wahrheit sehr wirksamer Gebrauch machen, und wie?" Wenn man nicht umhin kann, von der einen Seite sich zu freuen, daß eine Anzahl würdiger Prediger sich zu einer Untersuchung solcher Gegenstände vereiniget; so muß man doch zugleich von der andern erstaunen, wie die obige Frage eben so gestellt werden konnte, als wir sie finden. Es scheint mir gar sehr, als ob jeder, der tiefer in Kants moralische Glaubenslehre eingedrungen ist, so durchaus nicht fragen könnte, da ja der moralische Glaubensgrund die eigentlichste Basis aller Religion ist, demnach aber als das Wesentlichste, und nicht als etwas Accidentielles behandelt werden darf. Er ist so weit entfernt, zur bloßen Verstärkung gebraucht

werden zu dürfen, daß jeder andere aus Natur, Metaphysik oder Offenbarung hergenommene Grund, das Daseyn einer Gottheit zu erweisen, wo nicht mit ihm gänzlich steht oder fällt, doch ohne allen Einfluß auf Moralität und Religiosität bleibt, denn dem moralischen Menschen ist es ja weniger um eine Weltursache oder bloßen Welturheber, als eine Gottheit, ein Ideal von Heiligkeit und Gerechtigkeit zu thun, das nach einem moralischen Plane die Welt regiert, und jene von der Sittlichkeit unabweislich geforderte Harmonie der Tugend und Glückseligkeit verwirklichet. Wenn alle jene Beweise theils zum Materialismus, theils zum Spinozismus, und am meisten in ihrer strengsten Konsequenz, führen müssen: so leitet allein der moralische Glaubensgrund zur Re-

ligion. — Doch, man wird zur Beantwortung jener Aufgabe in dem Werke selbst Mehreres finden, und hauptsächlich in dem, was Heydenreich über die moralische Weltordnung sagt, das Wahrste und Schönste, was vielleicht je hierüber gesagt worden ist. Ich selbst habe ebenfalls hierauf einige Rücksicht genommen, aber zu einer weitern Auseinandersetzung würde es mir hier an Raum, und bei meinen andern Arbeiten an Zeit gemangelt haben.

Wer über die verschiedenen Ansichten bei Zollikofer und Heydenreich selbst weiter nachdenkt, der wird übrigens am besten fähig seyn, zu beurtheilen, ob Heydenreich seine Wissenschaft weiter gebracht hat, als er sie fand.

Gruber.

I.

Zollikofers Ideen über die Würde des Menschen.

I.

Zollikofers Predigten über die Würde des Menschen.

Zollikofer hielt seine Predigten über die Würde des Menschen nur gelegentlich, ohne den Umfang und die Verbindung der dahin einschlagenden Dinge erst recht genau festgesetzt zu haben, weswegen er selbst vermuthet, daß man auch Mangel der Vollständigkeit, und Mangel des nähern Zusammenhanges bemerken werde. „Doch — sagt er — denke ich, daß diese Mängel nicht das Wesentliche der Sache betreffen, und die Ordnung, oder die Folge kann ein jeder um so viel leichter nach

seinem Gutdünken ändern, da es einzelne, von einander abgesonderte Abhandlungen sind."

Dieser letztern von dem Verfasser selbst gegebenen Freiheit wollen wir uns hier, wo wir eine gedrängte Darstellung aus den Reden zu liefern haben, zu denen Heydenreichs Betrachtungen als Nachtrag angekündigt sind, bedienen, und weiter hinten wird hoffentlich jedem einleuchten, daß dies nicht aus Willkühr, sondern aus triftigen Gründen geschah. Eben diese Gründe aber machen es nothwendig, daß man wisse, was Zollikofer alles in seinen Reden über die Würde des Menschen abgehandelt habe, und so theilen wir vors Erste den Inhalt aller der Reden mit, welche er hierüber gehalten hat.

1) Worin besteht die Würde des Menschen? 2) Was ist der Würde des Menschen

zuwider? 3) Wie und wodurch stellet das Christenthum die Würde des Menschen wieder her? 4) Der Werth des menschlichen Lebens. 5) Der Werth der Gesundheit. 6) Der Werth des Reichthums. 7) Der Werth der Ehre. 8) Der Werth des sinnlichen Vergnügens. 9) Der Werth der geistigen Vergnügungen. 10) Der Werth der Andacht. 11) Der Werth der Empfindsamkeit. 12) Der Werth der Tugend. 13) Der vorzügliche Werth der christlichen Tugend. 14) Der Werth der Religion überhaupt. 15) Der Werth der christlichen Religion insbesondere. 16) Der Werth des Christenthums, in Rücksicht auf die allgemeinen Vortheile, die es den Menschen überhaupt verschafft hat, und noch verschaffet. 17) Der Werth oder das Gewicht der Lehre von unserer Unsterblichkeit. 18) Der Werth des gemeinschaftlichen und öffentlichen Gottesdienstes. 19) Der Werth der Einsamkeit.

20) Der Werth des geselligen Lebens. 21) Über dieselbe Materie. 22) Der Werth eines geschäftigen Lebens. 23) Der Werth der Handlung. 24) Der Werth des Landlebens, oder der lehrreiche Aufenthalt auf dem Lande. 25) Der Werth des häuslichen Glückes. 26) Der Werth der Freundschaft. 27) Der Werth der bürgerlichen und Religionsfreiheit. 28) Der Werth der Gelehrsamkeit. 29) Der Werth der größern Aufklärung des Menschen. 30) Der Werth der Leiden und Trübsalen. 31) Der Werth oder die Wichtigkeit der menschlichen Lebenszeit auf Erden. 32) Der Werth der menschlichen Glückseligkeit selbst. 33) Regeln zur richtigen Schätzung des Werthes der Dinge.

Gewiß wird jeder, der diesen Inhalt mit Aufmerksamkeit ansieht, sich wundern, manche Gegenstände hier abgehandelt zu finden,

die er in Betrachtungen über die Würde des Menschen wohl am wenigsten gesucht haben würde, und es ist nicht zu läugnen, daß einige nicht ohne Zwang darein verflochten worden, andere aber gar nicht hier stehen sollten. Genau genommen gehört wohl kaum die Hälfte her, etwa die Nummern 1. 2. 8. 9. 10. 12. 14. 17. 31. 32. 33. Die übrigen Reden, wie schön sie auch an sich seyn mögen, könnte man füglich übergehen, da sie nur einen sehr entfernten Bezug auf unsern Gegenstand haben. Ja selbst von den ausgezeichneten sind nicht alle gleich wichtig; außer Nr. 1. und 2. sind die wichtigern wieder 12. 14. 17., die übrigen aber schon wieder minder wichtig. Daher ist es zu erklären, wenn hier einige der Zollikoferschen Reden ausführlicher behandelt worden sind, als andere, denn es war uns darum zu thun, das Wesentliche von dem, was er über die Würde des Menschen gedacht hat,

hier zusammenzustellen. Aus den zuletzt angegebenen Nummern allein konnten wir unsere Zusammenstellung entlehnen, die wir nun hier mittheilen.

I.

Menschenwürde.

Wir können den Menschen von zwo verschiedenen Seiten betrachten. Von der einen ist er sehr eingeschränkt, schwach, fehlerhaft; scheint wenig vor den Thieren des Feldes voraus zu haben; scheint wohl in manchen Absichten noch unvermögender, noch eingeschränkter und unglücklicher als sie zu seyn. Von der andern Seite zeiget er die schönsten, größten Anlagen und Fähigkeiten; äußert er Kräfte, die ihn weit über die ganze leblose und thierische Schöpfung erheben; verrichtet Thaten, die allgemeine Bewunderung erregen und verdienen; läßt Vorzüge von sich blicken, die ihn zum Verwanden der Geister machen. Von der einen Seite betrachtet, scheint die menschliche Natur ein Ge-

genstand des Mitleidens zu seyn, und dem, der sie so betrachtet, allen Muth zu benehmen, und alle Ansprüche auf Würde und Größe für Einbildungen eines kindischen Stolzes zu erklären: von der andern Seite scheint sie die größte Achtung und Ehrerbietung zu verdienen, und denjenigen, der sie aus diesem Gesichtspunkte sich vorstellt, weit über alles, was um ihn her ist, zu erheben, und ihn zu allem, was groß und edel ist, fähig und würdig zu machen.

Wir wollen jetzt die Würde des Menschen betrachten, worunter wir überhaupt alles verstehen, was seine Natur, sein Zustand, seine Bestimmung vorzüglich Großes und Ehrwürdiges an sich haben; alles, was ihm in den Augen Gottes und aller verständigen Wesen einen vorzüglichen Werth giebt.

Worin besteht also die Würde des Menschen? oder was giebt ihm den Werth, den er hat? Und wie und wodurch äussert sich seine Würde? oder was bringt sie in ihm und außer ihm hervor? Dies sind die Hauptfragen, die wir hier zu beantworten haben.

Verstand, Freiheit, Thätigkeit, immer zunehmende Vollkommenheit, Unsterblichkeit, das Verhältniß, in welchem er gegen Gott steht, die Stelle, die er auf dem Erdboden einnimmt, und das, was er in Absicht auf denselben ist und thut; das macht die Würde des Menschen aus, das giebt ihm seinen vorzüglichen Werth.

Verstand und Vernunft adeln den Menschen. Dies ist der erste und vornehmste Grund seiner Würde. Dies erhebt ihn weit über alle andere Geschöpfe des Erdbodens. Er ist nicht ganz Fleisch, nicht ganz sinnlich, nicht gleich den Thieren des Feldes an diese Erde geheftet, nicht gleich ihnen unfähig, den Eindrücken der äußern Dinge zu widerstehen. Er kann seine Augen in die Höhe richten, und sich mit seinem Geiste über alles Irrdische und Sichtbare erheben: er kann sich besinnen; sich selbst von allem, was außer ihm ist, und seine Gedanken von dem, was in ihm denket, unterscheiden; kann die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft in seinen Vorstellungen von einander absondern; hat ein inniges klares Bewußtsein seines Daseins und seiner Wirkungen; kann nach den Ursachen und Ab-

sichten der Dinge forschen, ihre Verhältnisse gegen einander untersuchen, sie in ihrer Verbindung und in ihrer Folge übersehen, und aus dem, was er kennet und sieht, in tausend Fällen mit Sicherheit auf dasjenige schließen, was er noch nicht kennet und nicht sieht. Und wie viel umfasset nicht sein Verstand! wie weit waget sich nicht seine Vernunft, und wie oft gelingt es ihr nicht mit ihren kühnsten Untersuchungen! Wer kann die Menge, die unzählbare Menge von Vorstellungen, von Urtheilen, von Schlüssen, von Bemerkungen und Beobachtungen ausrechnen, die sich in dem menschlichen Geiste während seines kurzen Aufenthalts auf Erden sammeln, aufhäufen, zusammendrängen, an einander ketten, in einander weben, und ihm Stoff zum ewigen Denken geben? Und was ist im Himmel und auf Erden, im Meere und in allen Tiefen, in der sichtbaren und in der unsichtbaren Welt, im Reiche des Möglichen und des Wirklichen, in der Dunkelheit des Vergangenen, und in der Nacht des Zukünftigen, was ist da, das die Wißbegierde des menschlichen Geistes nicht reizte, das seine Verstandeskräfte nicht beschäftigte, das er nicht zu erkennen, zu erklären, zu ergründen, das er nicht mit dem, was er

schon weiß, zu vergleichen und zu verbinden strebte? Laßt es seyn, daß er tausendmal irret, daß er sehr oft den Schein für die Wahrheit hält, daß er vergleichungsweise nur sehr wenig weiß und entdeckt, daß er in mehr als einer Absicht ganz unwissend ist: wer kann den Werth dessen, was er wirklich weiß und ausrichtet, wer den noch größern Werth seines unaufhaltbaren Fortstrebens nach dem, was er noch nicht weiß, verkennen? Wer die Würde, die ihm das giebt und geben muß, leugnen?

Freiheit, moralische Freiheit ist ein anderer charakteristischer Zug des Menschen, ein anderer Grund seiner Würde. Wenn Sonne, Mond und Sterne, und die ganze Körperwelt, nach mechanischen, ihnen unbekannten Gesetzen wirken und sich bewegen; wenn das Thier blinden, unwiderstehlichen Trieben folget, und ganz von den Eindrücken der äußern Dinge abhängt: so ist der Mensch weder jenen Gesetzen, noch diesen Trieben schlechterdings unterworfen. Er kann jene Gesetze in Absicht auf seine Bewegungen und Handlungen auf tausenderlei Art einschränken, verändern, aufheben: er kann diesen Trieben widerstehen, und sie gänzlich bezwingen. Er kann

überlegen, vergleichen, wählen, Entschlüsse fassen, seine Entschlüsse ausführen, sie wieder fahren lassen, und mit andern vertauschen. Er unterscheidet Wahrheit und Irrthum, Gutes und Böses, Schein und Wirklichkeit von einander; läßt sich nicht von jedem vorübergehenden Schimmer, von jedem betrüglichen Glanze, von jeder reizenden oder fürchterlichen Gestalt täuschen; bleibt nicht bei dem gegenwärtigen Augenblicke stehen; sieht auf die entferntern Folgen der Dinge; und darf weder den Aussprüchen seiner Sinne, noch einem dunkeln, innern Gefühle blindlings folgen. Er wählet und thut das, was er für recht und gut, für das Beste in jedem Falle erkennet, er verwirft und flieht das, was er für unrecht und böse, für überwiegend schädlich hält; und richtet sich bei dieser Wahl und bei diesem Verhalten bloß nach den Einsichten seines Verstandes, nach dem Lichte seiner Vernunft. Freilich können ihn diese Einsichten oft trügen; dieses Licht kann ihn zuweilen irreführen. Aber auch dann ist ihm der Weg zur Rückkehr nicht verschlossen. Er kann seines Betrugs gewahr werden, seinen Irrthum erkennen, seine Wahl bereuen, sein Verhalten ändern, und durch diese traurigen Erfahrungen noch vorsichtiger und

freier handeln lernen. So leitet, so führet, so beherrschet er sich selbst, und gewissermaßen auch die äußern Dinge, die ihn umgeben. So ist er weder ein blindes Triebrad in dem Weltsysteme, noch ein Sklave seiner eignen Sinne, noch ein Spiel äußerer Ursachen und Zufälle. So thut er nichts anders, als was er will, und nichts kann ihn zwingen, etwas anders zu wollen, als was er jedesmal für das Beste hält. Und welche Vorzüge muß ihm das nicht vor der ganzen leblosen sowohl, als vor der bloß empfindenden, aber nicht vernünftig denkenden Schöpfung geben! Welchen Werth, welche Würde müssen nicht alle Entschlüsse und Handlungen dadurch bekommen, daß es recht eigentlich seine Entschlüsse und seine Handlungen sind, deren Gründe, deren Absichten, deren Entstehung und Verbindung er weiß, von denen er sich und andern Rechenschaft geben kann! Wie viel mehr muß nicht eine einzige gute That des Menschen werth seyn, als der ganze wohlthätige Einfluß, welchen die Sonne, ihrer selbst, und ihrer Wirkungen unbewußt, über ganze Welten verbreitet!

Thätigkeit, die mannichfaltigste, unermüdeteste Thätigkeit, ist ein dritter charak-

teristischer Zug des Menschen, ein dritter Grund seiner Würde. Freilich ist alles in der Natur in unaufhörlicher Bewegung und Wirksamkeit; das Leblose wie das Lebendige, die thierische wie die vernünftige Welt. Alles ist und hat Kraft, und jede Kraft wirket das, was sie wirken kann und soll. Gänzliche Unthätigkeit, unbewegliche Trägheit, völliger Tod scheinen aus der Schöpfung Gottes verbannt zu seyn. Aber wo finden wir größere und mannichfaltigere Thätigkeit als bei dem Menschen? Und wo Thätigkeit mit Bewußtseyn, mit Uiberlegung, mit Absichten, als nur bei ihm? Wann höret der menschliche Geist auf zu denken? Und wie schnell, wie zahllos folgen seine Gedanken auf einander! Wann höret er auf, Veränderungen in sich und außer sich hervorzubringen? Und wie mannichfaltig, wie groß sind nicht diese Veränderungen! Wie viel Gutes, wie viel Böses, wie viel Gemeinnütziges, wie viel Gemeinschädliches, bringt nicht oft Ein Gedanke, Ein Wort, Ein Blick, Eine Miene, Eine Bewegung des Menschen hervor! Und wie weit, wie unermeßlich weit verbreitet sich nicht der Einfluß dessen, was er thut, der Zeit und dem Raume nach! — — Wie verschieden, wie zusammengesetzt, wie verwickelt, wie viel umfassend, wie weit aussehend sind nicht

oft seine Geschäfte und Unternehmungen! Was bringt, was zieht, was zwingt er nicht alles in die Sphäre seiner verständigen Wirksamkeit! Was ist, was geschieht, wovon er nicht auf tausenderlei Art Theil nähme, woran er nicht seine körperlichen, oder seines Geisteskräfte übte! — — Und welche Hindernisse, welche Schwierigkeiten können ihn dabei schlechterdings aufhalten, oder das Feuer seiner Thätigkeit ganz auslöschen? Was ist ihm verhaßter als Ruhe und Tod? was begehrungswürdiger in seinen Augen, als vervielfältigtes Leben und ausgebreitete Wirksamkeit? Ist die nicht der Maaßstab, nach welchem er sich und andere und den Werth aller äußern Dinge schätzet? — Und ein Geschöpf von einer so unaufhaltbaren nicht zu ermüdenden Thätigkeit, von einer mit dem innigsten Gefühl seiner selbst und seiner Kräfte verbundenen Thätigkeit, sollte das nicht die größten Vorzüge vor weniger thätigen, oder ohne Bewußtseyn thätigen Wesen haben? Sollte ihm das nicht eine sehr beträchtliche Würde geben?

Thut viertens die Fähigkeit, immer weiter zu gehen, und immer vollkommener zu werden, hinzu, so

werdet ihr einen neuen Grund seiner vorzügli-chen Würde entdecken. Schön ist die Sonne, schön der Mond, schön sind die Sterne, schön die Gewächse und Pflanzen, die unsern Erd-boden schmücken; jedes vollkommen und un-verbesserlich in seiner Art; aber sie bleiben, wie sie sind; ihre Gestalt, ihre Schönheit, ihre Bewegung, ihre Wirksamkeit ist und bleibt immer dieselbe. Sie sind ganz das, was sie seyn sollen und können. Nicht so der Mensch. Nie ist er ganz das, was er seyn soll und kann. Ihn umschränkt kein Raum und keine Zeit schlechterdings und auf immer. Eine Stu-fe der Vollkommenheit führet ihn zur andern, und nie steht er so hoch, daß er nicht noch höher steigen könnte. Seine Fähigkeiten ent-wickeln, seine Kräfte vermehren sich nach dem Maaße, nach welchem er sie anwendet und übet; und sein Gesichts- und Wirkungskreis erweitert sich nach dem Grade, nach welchem sich seine Fähigkeiten entwickeln und seine Kräf-te vermehren. Wann hat er so viel gelernt, daß er nicht noch weit mehr lernen könnte? Wann erkennt und weiß er so viel, als er zu erkennen und zu wissen vermag? Wann hat er es in der Weisheit und Tugend so weit ge-bracht, daß er es nicht noch viel weiter darin-

nen bringen könnte? Wann wirket er so mächtig und so wohlthätig um sich her, daß er nicht noch mächtiger und wohlthätiger zu wirken fähig wäre? Und wann hören Trieb und Bestreben darnach in ihm auf? Wer kann in allen diesen Absichten dem menschlichen Geiste Schranken sezzen, die er nicht nach seinen Anlagen und Kräften, und nach dem Willen seines Schöpfers zu überschreiten hoffen dürfte?

Ist er nicht unsterblich? Ja, der Mensch, und dies ist der fünfte Grund seiner Würde, der Mensch ist zur Unsterblichkeit bestimmt. Er soll ewig fortdauern, ewig leben, ewig als ein vernünftiges, freies, höchstthätiges, nach Vollkommenheit strebendes Wesen leben! Unsterblichkeit, ewiges Leben, welch ein Vorzug, welch eine Würde ist das nicht! Alle Schönheiten der Natur können dahin welken und verschwinden, Sonnen und Sterne ihren Schein verlieren, die reichsten Lichtquellen versiegen, die ganze sichtbare Welt in Nacht versinken: der Mensch überlebet sie alle und findet in sich, findet in der Geisterwelt, findet in Gott, dem Vater aller Geister, weit mehr, als ihm die ganze sichtbare Welt geben kann. Und wo sind nun die Grenzen, die

ihm, dem Unsterblichen, der ewig leben und ewig wirken soll, gesetzt sind? Welcher Grad von Licht, welches Maaß von Kräften, welche Stufe von Seligkeit sollte es ihm unmöglich machen, in einem noch hellern Lichte zu wandeln, noch größere Kräfte zu erlangen, noch reinere Seligkeit zu genießen? Nein, hier läßt sich kein völliges Stillstehen, kein fester und unwandelbarer Punkt der Vollkommenheit denken. Nein, ewiges Fortstreben und Fortgehen, ewiger Wachsthum an allem, was schön und gut und begehrungswürdig ist, ewige Annäherung zur höchsten, stets unerreichbaren Vollkommenheit: dies ist die Bestimmung; dies das herrliche Loos des Menschen; dies die größte, höchste Würde eines geschaffenen Wesens!

Auch ist der Mensch, und dies erhöhet seine Würde, dies setzt sie in ihr volles Licht, der Mensch ist das Ebenbild Gottes, er stammt von ihm her, ist seines Geschlechts, und trägt sichtbare Spuren seiner Herkunft von Gott, und seiner Gemeinschaft mit Gott an sich. Sein Verstand ist ein Strahl des göttlichen Verstandes; seine Kraft ein Ausfluß der göttlichen Kraft; seine Thätigkeit etwas der

unermüdeten göttlichen Wirksamkeit Aehnliches; seine Fähigkeit, immer vollkommener zu werden, ist Fähigkeit, der Gottheit immer näher zu kommen; seine Unsterblichkeit Bild der unaufhörlichen Fortdauer des Ewigen, und Mittel, ewig Gemeinschaft mit ihm zu haben. So oft er Wahrheit denket; so oft er Gutes will und wirket; so oft er Ordnung und Schönheit empfindet und befördert; so oft er Liebe und Freude und Seligkeit um sich her verbreitet: so oft denket, und will, und wirket, und empfindet, und handelt er auf eine Gott ähnliche Art; so oft treibt er das Werk seines Schöpfers und Vaters; so oft befördert er die Absichten des obersten Wesens; so oft genießt er etwas von reiner göttlicher Glückseligkeit; und je mehr, je öfter er solches thut, desto größer ist seine Gottähnlichkeit, desto heller strahlet das Bild der Gottheit an ihm, desto weniger kann man seinen höhern Ursprung und seine Würde an ihm verkennen. Dann redet und handelt Gott gleichsam sichtbarer Weise in ihm und durch ihn; giebt durch ihn der Wahrheit Zeugniß; unterrichtet und offenbaret sich durch ihn den Menschen; behauptet durch ihn die Sache der Tugend; spricht durch ihn den Bekümmerten Trost ein; gießt durch ihn Bal-

sam in das verwundete Herz des Betrübten; reicht durch ihn dem Elenden Hülfe und Beistand, dem Hungrigen Brod, dem Schwachen Stärke dar; verschönert durch ihn seine Welt, und bringt mehr Leben und Freude in derselben durch ihn hervor. Und ein solches Werkzeug in der Hand Gottes zu seyn; eine solche Aehnlichkeit mit ihm, dem Allervollkommensten, zu haben; sich so Gott zu nähern, und gleichsam seine Stelle auf Erden zu vertreten: das sollte dem Menschen nicht eine große, nicht die größte Würde geben?

Betrachtet **endlich** den Menschen **nach seiner äußern Gestalt, und in seinem Verhältnisse gegen den Erdboden;** betrachtet **die Stelle**, die er auf demselben einnimmt, das, was er in Absicht auf alle übrige Erdbewohner, auf alles, was ihn da umgiebt, ist und thut: so werdet ihr auch in dieser Rücksicht seine Würde nicht verkennen können. Seht, wie der Mensch mitten unter allen niedrigen Geschöpfen, die ihn umringen, voll Selbstgefühls da steht; wie ihn alles vor denselben auszeichnet und über sie erhebt; wie ihn alles, als den Beherrscher dieses Erdbodens und seiner Bewohner, als den Stellver-

treter seines Schöpfers auf demselben, als den Priester der Natur ankündiget! mit welchen weitreichenden Blicken er alles, was um ihn her ist, überschauet, sondert, ordnet, verbindet, umfasset; bald von der Erde gen Himmel hinauf staunet, und dann wieder von dem Himmel auf die Erde mit Wonnegefühl herabsieht; sich allem, was um ihn her lebet und webet, mit gefühlvollem Herzen nähert; sein gefühlvolles Herz den zahllosen Bächen von Lust und Freude, die von allen Seiten her auf ihn zuströmen, öffnet, und sich in den süßesten Empfindungen der Liebe und der Anbetung verliert!

Wie schön, wie erhaben ist nicht seine Gestalt! wie bedeutungsvoll jeder Zug seines Antlitzes, jede Stellung, jede Bewegung seines Körpers! Wie mächtig sein Auge spricht! wie sich da seine ganze Seele zeiget und mit unwiderstehlicher Gewalt bald Ehrfurcht, bald Unterwerfung und Gehorsam, bald Liebe fordert; itzt Muth und Entschlossenheit einflößt, dann Vergnügen und Zufriedenheit um sich her verbreitet! wie es oft mit Einem Blicke die Bosheit entwaffnet, alle Anschläge der Ungerechtigkeit zernichtet, den Kummer aus der

Brust des Geängstigten verscheucht, und da, wo Finsterniß und Traurigkeit herrschten, Licht und himmlische Freuden schaffet! wer kann da die Hoheit, die Würde des Menschen verkennen? —

Und wer kann es leugnen, daß sich alles auf diesem Erdboden auf den Menschen beziehet, alles durch ihn belebet, verschönert, verbunden, Mittel der menschlichen Glückseligkeit, und der Verherrlichung Gottes wird? Wie weit herrschet und wirkt er nicht mittelbarer und unmittelbarer Weise; wie gebeut er nicht selbst den Elementen und den verborgenen Kräften der Natur! Und welche Veränderungen, welche Umschaffungen bringt er nicht ausser sich hervor! Welche Wüste wird nicht durch seine Gegenwart und durch seinen Fleiß zum Paradiese, und welches Paradies wird nicht noch paradiesischer, wenn er es bewohnet und anbauet! Stellet euch den Erdboden ohne Menschen, ohne verständige Geschöpfe vor, was werdet ihr auf demselben erblicken? Freilich noch viele große Schönheiten, aber mehr wilde, als sanfte, mehr fürchterliche als reizende Schönheiten; freilich noch viel Leben, aber Leben ohne Bewußtseyn, ohne Uiberlegung, ohne

eigentlichen Genuß, ohne Rücksicht auf den Urheber desselben. Nein, die Natur ist schön, entzückend schön; aber der Mensch verschönert sie, sammelt alle einzelnen zerstreuten Schönheiten um sich her, und sieht, und fühlet, und genießt sie, und freuet sich derselben. Die Natur ist fruchtbar, unerschöpflich fruchtbar; aber der Mensch befördert ihre Fruchtbarkeit, leitet sie, giebt ihr die gemeinnützigste Richtung. Die Natur ist voller Leben; aber der Mensch vervielfältiget, erhöhet, veredelt dieses Leben, und ist selig in dem Genusse desselben. So ist er der Herr dieses Theils der Schöpfung; der Priester der Natur, aus dessen Herzen, von dessen Lippen der Dank und das Lob aller leblosen und lebendigen Geschöpfe gen Himmel steigen; der Mittelpunkt, in welchem sich alles, was ihn hier umgiebt, vereiniget, und alles seine Absicht erreichet. — — Wollet ihr seinen mächtigen und wohlthätigen Einfluß auf alles berechnen, so vergleichet nur die Gegenden, wo Menschen wohnen, mit denjenigen, wo keine wohnen; vergleichet die europäischen und asiatischen Lustgefilde mit den amerikanischen Wüsten. Hier schmachtet die Natur aus Mangel der Pflege: dort lachen Uiberfluß und Freude dem Wanderer entgegen.

Hier bedecken undurchdringliche Wälder, unermeßliche Sümpfe die Erde; ihre ungeleitete und unbenutzte Fruchtbarkeit erstickt und zerstöret sich selbst; und giftige Dünste verfinstern ihre Oberfläche; dort verbreitet die Sonne ungehindert ihr Licht und ihre Wärme; die Gewässer fließen ab; die ungesunden Dünste zerstreuen sich; der Wind reiniget die Luft, und das Unkraut wird von den nützlichen Pflanzen getrennt. Wo der Mensch nicht ist und nicht wirket, da ist unwegbare Wüste, da herrschen Frost und freudenleere Stille und Tod: wo der Mensch sich zeiget, wo er lebet und wirket, da machet er sich Bahn, da schmücket sich die Erde mit Blumen und Früchten, da führet die Luft Gesundheit, und Stärkung und Wohlgerüche mit sich, da erheitert und belebet sich alles, da höret man das Geschrei der Heerden und das Frohlocken der Menschen. Und wie viel schöner und herrlicher ist nun nicht die Natur! wie reich, wie wohlthätig wird sie nicht unter den Händen, durch die Wartung und den Gebrauch des Menschen! Wie ist, wie wird nun alles Spiegel der Gottheit, Schule der Weisheit, Quelle der Lust, Mittel der Uibung und Vollkommenheit, Vorgeschmack reinerer Freuden und

höherer Glückseligkeit! Wie genau ist nun das Sichtbare mit dem Unsichtbaren, das Gegenwärtige mit dem Zukünftigen, die Körperwelt mit der Geisterwelt, das Geschöpf mit dem Schöpfer verbunden!

Und der Mensch, der dieses alles ist, und thut, und hervorbringt; der Mensch, der einen solchen Verstand, eine solche Freiheit, eine solche Thätigkeit besitzt; der einer immer zunehmenden Vollkommenheit fähig; der unsterblich, Gott ähnlich ist; und diese Stelle auf dem Erdboden einnimmt, und in solchen Verhältnissen gegen alle übrigen Geschöpfe desselben steht: der sollte nicht eine große Würde, einen vorzüglichen Werth in den Augen Gottes und aller denkenden Wesen haben?

O so beurtheile denn den Menschen, beurtheile dich selbst richtiger, o du, der du vielleicht nur auf seine und deine Schwachheiten und Gebrechen siehst, und das Schönste und Beste an ihm und dir verkennest! Achte ihn, achte dich selbst, so wie es der Wahrheit gemäß ist. Erniedrige den Menschen nicht unter dem Vorwande, Gott, seinen Herrn und Vater, zu erheben; und wenn du von sei-

nem Verderben und von seinem Elende sprichst, so vergiß nie, daß er das Werk der Hände Gottes ist, daß die Schmach des Geschöpfes nicht zur Ehre des Schöpfers dienen kann; vergiß nie, daß Verdunklung nicht gänzliche Finsterniß ist, daß Schatten Licht, daß großer Mißbrauch der Kräfte große Kräfte voraussetzt, daß der erste Auftritt des Lebens nicht das ganze Leben ist, daß das strauchelnde fehlende Kind doch zum Manne werden, und als Mann viel leisten kann, und daß der Gott, der alles, was er geschaffen hatte, für gut erklärte und mit Wohlgefallen ansah, auch gewiß alles zu seiner Bestimmung, zur Vollkommenheit führen werde.

Nein, erkenne und fühle deine Würde, deine Kräfte, deine Vorzüge, o Mensch! und erkenne, und fühle sie mit frohem und dankbarem Herzen! Es ist nicht Einbildung, nicht Stolz; es ist Selbstgefühl, das sich auf Wahrheit gründet; und stolz kann und wird dich dieses Gefühl deiner Würde nicht machen, so lange du sie behältst, so lange du dich noch mit deinen Augen, und mit deinem Geiste zu demjenigen erheben kannst, der dir diese Kräfte, diese Vorzüge, diese

Würde, und das Gefühl derselben gegeben hat, der sie dir in jedem Augenblicke aufs neue giebt, und zu dessen Verherrlichung du alles seyn und thun sollst, was du bist und thust. Nein, erkenne und fühle den ganzen Werth deiner vernünftigen Natur, den ganzen Werth deiner vorzüglichen Anlagen und Fähigkeiten und Kräfte! Sonst kannst du sie nicht würdig gebrauchen, kannst nicht das werden, nicht das thun, nicht das genießen, was du nach deiner Natur und deiner Bestimmung werden, und thun, und genießen sollst; sonst kannst du deinem Schöpfer den Dank nicht geben, und deinen Mitgeschöpfen die Dienste nicht leisten, die du ihm und ihnen schuldig bist. Nein, dir müssest du selbst, dir müsse jeder Mensch verehrungswürdig seyn; jeder ein wichtiges, nothwendiges Glied in der Kette der Dinge, jeder ein höchstbrauchbares, unentbehrliches Wesen, auf welches alles wirket, und welches auf alles zurückwirket, dessen Einfluß, so enge auch sein Wirkungskreis scheinen mag, unbeschreiblich groß ist, und dessen Wirksamkeit ewig fortdauert.

Laß denn aber auch die Erkenntniß deiner Würde nicht bloß Vorstellung deines Verstandes seyn.

Laß sie alle deine Gesinnungen beleben, dein ganzes Herz erweitern, und durchwärmen, sich in allen deinen Thaten äußern. Denke richtig und groß; handle frei und edel; werde immer thätiger im Recht- und Wohlthun, strebe unabläßig nach höher Vollkommenheit; lebe als ein Geschöpf, das nie ganz sterben, das ewig leben soll; suche Gott immer ähnlicher zu werden; behaupte deine, dir angewiesene Stelle auf Erden, wirke und herrsche da mit Weisheit und Güte, und verbreite immer mehr Leben und Freude und Seligkeit um dich her. So wirst du der Menschheit, und Gott, ihrem Schöpfer und Vater, Ehre bringen, und es mit der That beweisen, daß dich Gott mit großer Würde und Herrlichkeit gekrönet, und dich nur etwas, und nur auf eine Zeitlang geringer gemacht hat, als die Engel.

2.

Werth des menschlichen Lebens.

Wen du, o Gott, zum Leben eines vernünftigen Geschöpfes erhebst, dem öffnest du in der Erkenntniß der Wahrheit, in der Ausübung der Tugend, in der Gemeinschaft mit dir, in der Hoffnung der Unsterblichkeit, Quellen der Lust und des Vergnügens, die nie versiegen, aus welchen er ewig Freude und Seligkeit schöpfen kann. Wohl uns, daß wir sind, daß wir leben, daß wir als Menschen, als vernünftige und zur Unsterblichkeit berufene Geschöpfe leben, und unsers Lebens in dir und in dem Genusse deiner Güte so froh werden können! O laß uns den Werth unsers Lebens recht erkennen und empfinden!

Um zu wissen, warum und wozu wir zu leben wünschen sollen, laßt uns

über den Werth des menschlichen Lebens nachdenken. Um denselben richtig abzuwiegen, müssen wir zweierlei thun.

Erst zeigen, was vorausgesetzt wird, wenn das menschliche Leben einen Werth, und zwar einen großen Werth für uns haben soll; und

dann, was ihm diesen Werth giebt, oder was dasselbe so schätzbar und verehrungswürdig macht.

Soll unser Leben einen wahren Werth für uns haben, und sollen wir den Werth desselben richtig bestimmen, so müssen wir es kennen, aufmerksam darüber nachdenken, es von allen seinen Seiten, und nach seinem ganzen Umfange betrachten, seine Freuden sowohl als seine Leiden in Rechnung bringen. Wir müssen es nicht als unsere ganze Existenz, nicht als den Inbegriff und das Maaß unserer ganzen Glückseligkeit, sondern nur als den Anfang, als die unterste Stufe unsers vernünftigen Daseyns, als Vor-

bereitung zu größerer und höherer Glückselig=keit betrachten. Wer den Menschen, seines Ursprungs und seiner Bestimmung uneingedenk, zu den Thieren herabsetzt, oder ihn bloß als einen Schauspieler betrachtet, der ohne weitere Absicht und Folge eine gewisse Rolle zu spielen hat, und, wenn diese ausgespielt ist, wieder in sein voriges Nichts zurückfällt, wer alle seine Aussichten und Hoffnungen in die Augenblicke des gegenwärtigen Zustandes einschließt: für den kann freilich das Leben keinen Werth haben, dem muß es ein verächtliches Ding seyn, an dessen Erhaltung wenig gelegen, dessen Verlust nicht beklagenswerth ist. Aber ist dies wohl ein treues Gemählde des menschlichen Lebens?

Soll ferner dieses Leben einen wahren, großen Werth für uns haben, und sollen wir den Werth desselben erkennen und empfinden, so müssen wir dasselbe wirklich gebrauchen, und auf die beste, vernünftigste Art gebrauchen. Wir müssen mit Bewußtseyn, mit Uiberlegung, nach gewissen Grundsätzen, zu bestimmten Absichten leben. Wir müssen so thätig als möglich, und auf die beste gemeinnützigste Art thätig seyn. Le=

ben, als Mensch leben, heißt nicht bloß existiren, nicht bloß Kräfte haben, sondern diese Kräfte äußern und anwenden, in sich und außer sich wirken, Glückseligkeit geben und empfangen, und sich dessen bewußt seyn. Wer ein pflanzenähnliches oder ein thierisches Leben führet; wer sein Leben verschläft, verträumt, vertändelt, verscherzet; wer ohne Nachdenken, ohne Uiberlegung in den Tag hineinlebet; wer sich der Trägheit und dem Müßiggange ergiebt, oder ohne Absicht arbeitet, ohne Endzweck seine Kräfte anstrenget, immer geschäftig ist, und doch mit seiner Geschäftigkeit nichts ausrichtet, immer Glückseligkeit suchet und doch nicht findet: für den muß freilich dieses Leben eine unbedeutende Sache seyn.

Soll endlich dieses Leben einen wahren, einen großen Werth für uns haben, und sollen wir den Werth desselben erkennen und empfinden, so müssen wir die mannichfaltigen Güter und Freuden, die es anbietet, wirklich genießen und sie mit Bewußtseyn genießen. Wir müssen wenigstens eben so reizbar und empfindlich für das Gute und Angenehme, als für das Böse und Unangenehme seyn, das es in sich fasset.

Wenn wir gleichsam mit verschlossenen Augen, verschlossenen Sinnen, oder mit fühllosem, verhärtetem Herzen durch die Welt gehen; tausend Schönheiten, die uns umgeben, unbemerkt, tausend Quellen der Freude, die uns zum Genusse einladen, ungebraucht lassen; oder wenn wir immer lieber nach Mängeln als nach Vollkommenheiten forschen: so muß uns freilich dieses Leben in einer finstern, traurigen Gestalt erscheinen, und wenig Werth für uns haben. Verliert aber wohl eine Sache dadurch ihren Werth, daß wir ihre Vorzüge weder bemerken noch gebrauchen?

Es sind vier Stücke, die diesem Leben, so unvollkommen es immer seyn mag, in den Augen des nachdenkenden Menschen, einen großen Werth geben müssen. Wir können in demselben erstlich soviel Wahres und Gutes lernen, und unsere geistige Vollkommenheit so sehr befördern. Alles, was uns umgiebt, alles, was uns begegnet, alles, was wir thun, Bedürfnisse und Mängel, Geschäfte und Vergnügungen, Freuden und Leiden, alles vereiniget sich zu dieser Absicht; alles ist Veranlassung, Mittel, Antrieb zur Aeußerung,

zur Entwickelung, zur Uibung, zur Vervollkommnung unserer geistigen Kräfte; alles lehrt uns denken, überlegen, forschen; alles ist bestimmt und geschickt, uns aus sinnlichen zu vernünftigen Geschöpfen, aus Verwandten der Thiere zu Verwandten der Engel zu machen. Wie viel umfaßt, übersieht, vergleicht nicht unsere Denkkraft! Und wo sind die Grenzen, die der Mensch schlechterdings nicht überschreiten könnte? Wann hat er so viel gelernt, und sich im Denken so sehr geübt, daß er nicht noch weit mehr lernen und sich weit besser üben könnte? Wer kann die Menge von Vorstellungen und Gedanken ausrechnen, die in einem einzigen fähigen menschlichen Kopfe statt finden können, und wann ist ihre Summe so groß, daß sie nicht ins Unendliche vermehrt werden könnte?

Dieses Leben hat ferner einen großen Werth, weil wir in demselben sehr viel Gutes thun und wirken können. Wie viel können wir nicht für uns und andere, für die kleinere und für die größere Gesellschaft, zu welcher wir gehören, thun! Wie weit um uns her, theils unmittelbarer theils mittelbarer Weise, wirken! Welch einen

mannichfaltigen, ins Unendliche sich erstreckenden Einfluß in die Glückseligkeit unserer Brüder haben! Dazu brauchen wir weder Fürsten, noch Staatsmänner, noch Helden, noch Erfinder, noch Führer und Lehrer des Volks zu seyn. In jedem Stande, in jeder Stelle, bei jeder Lebensart, in jedem rechtmäßigen Berufe können wir täglich, stündlich Gutes thun und wirken. Wir dürfen nur immer unsre Pflicht erfüllen, so werden wir überall lauter Gutes um uns her verbreiten. Welch einen wohlthätigen Einfluß haben nicht Ordnung, Fleiß, Arbeitsamkeit, Treue und Gewissenhaftigkeit in den Geschäften auf alle diejenigen, mit denen wir zu thun haben, die in nähern oder entferntern Verbindungen mit uns stehen! Welches sanfte Licht, welchen hellen Glanz wirft nicht jedes gute edle Beispiel von sich, und wie fruchtbar ist es nicht oft an eben so guten, edlen Thaten! Und wann fehlet es uns wohl an Gelegenheit, irgend einen Traurigen zu trösten, irgend einen Elenden zu erquicken, irgend einem Nothleidenden zu helfen, irgend einem Armen und Dürftigen beizustehen?

Das Leben hat drittens einen großen Werth, weil wir in demselben so viel

Gutes genießen können. Wie mannichfaltig, wie reich, wie unerschöpflich sind nicht die Quellen der Lust, des Vergnügens, der Freude, die uns Gott in der Natur, in der Religion, in der häuslichen, in der bürgerlichen und menschlichen Gesellschaft geöffnet und bereitet hat! Sinne, Verstand, Herz, welcher angenehmen, ins Unendliche sich vervielfältigenden Eindrücke und Empfindungen machen sie uns nicht fähig! — Welches angenehme Gefühl unsrer Kräfte und unsrer Gesundheit haben wir nicht den größten Theil unsers Lebens hindurch! Welche Lust ist nicht mit Essen und Trinken, mit Wachen und Schlafen, mit Arbeit und Ruhe, mit dem Gebrauche unserer sinnlichen Werkzeuge und der Anwendung unserer geistigen Kräfte verbunden! Welches Vergnügen gewährt uns nicht das stille einsame Nachdenken, und welches Vergnügen der gesellige Umgang, und die Mittheilung unsrer Gedanken und Empfindungen an andre! Welche Freuden sind nicht dem Hausvater, der Hausmutter in dem Innern ihrer Wohnung, in dem Genusse der häuslichen Glückseligkeit; welche Freuden dem Freunde in dem Herzen und in der Gesellschaft seiner Freunde bereitet! Und mit welchen noch

reinern, noch höhern Freuden beseliget nicht den Menschen die andächtige Erhebung seines Herzens zu Gott! Welche Zufriedenheit, welche angenehme, frohe Empfindungen flößet uns nicht jede glücklich vollbrachte Arbeit, jede überwundene Schwierigkeit, jedes überstandene Leiden, jede gute That, jeder Sieg über uns selbst, jeder Fortschritt zur Vollkommenheit, jede Aussicht in künftige Glückseligkeit ein! — Und wie viel Erleichterung bei der Arbeit, wie viel Erquickung und Trost im Leiden, wie viel Hülfe in der Noth, wie viel Auswege, oder Muth und Stärke in der Gefahr, wie viel Hoffnung selbst im Elende, läßt uns die weise gütige Vorsehung allenthalben in uns und außer uns finden; und wie viel Licht verbreitet nicht dieses alles selbst über die dunklern, und weniger glücklichen Abschnitte unsers Lebens!

Doch das, was diesen Gründen zur Hochschätzung des menschlichen Lebens das größte Gewicht giebt, ist, **daß wir uns in demselben zum Thun und zum Genusse noch besserer und größerer Dinge in der zukünftigen Welt fähig und geschickt machen können.** Ohne diese Aus-

sicht würde unsre Erkenntniß und geistige Vollkommenheit wenig Werth, unsre Tugend wenig Reiz und Belohnung, unsre Freude wenig Süßigkeit und noch weniger Dauer haben. Erst durch die Verbindung des Gegenwärtigen mit dem Zukünftigen, erst durch den Einfluß, den jenes auf dieses hat, wird alles, was wir jetzt sind und thun und genießen, recht wichtig, zieht alles unendliche Folgen nach sich. Nun können wir nichts thun, um weiser, besser, frömmer zu werden, das uns nicht den Weg zu einer höhern Stufe der Vollkommenheit und Glückseligkeit in der zukünftigen Welt bahnte. Nun können wir keine gute That verrichten, die nicht ewig Gutes nach sich zöge. Nun genießen wir keine unschuldige edle Freude, die uns nicht noch höherer Freuden fähig machte. Nun arbeiten und wirken wir für die Ewigkeit. Hier sollen wir lernen, dort von dem, was wir gelernet haben, den besten Gebrauch machen; hier unsere Kräfte durch Uibung stärken, dort sie zu wichtigern Dingen anwenden; hier guten Saamen ausstreuen, dort Seligkeit und Ehre dafür einärnten; hier uns zum Umgange mit höhern Geistern geschickt machen, dort ihres Umgangs würdig genießen.

Das menschliche Leben ist die Schule der Weisheit, die Schule der Tugend, die erste Stufe zu unserer Vollkommenheit, eine Quelle unzähliger Vergnügungen und Freuden, der Vorbereitungsstand zum höhern, ewigen Leben. Freuet euch denn, freuet euch eures Lebens; erkennet, fühlet seinen Werth und seine Bestimmung; erhaltet, bewahret es sorgfältig; gebrauchet es würdig; treibet seine Geschäfte mit Lust und Treue, genießet seine Annehmlichkeiten und Freuden mit dankbarem, frohem Herzen, traget seine Beschwerden und Leiden ohne Murren; übet eure Kräfte und Gaben, suchet immer mehr Gutes zu lernen, immer mehr Gutes zu thun, immer mehr reinere und edlere Freuden zu genießen, immer weiser und besser und gemeinnütziger zu werden; kaufet die Zeit sorgfältig aus, und bezeichnet, so viel möglich, jeden Tag eures Lebens mit irgend einer guten That, betrachtet und behandelt alles nach seinen Verhältnissen gegen die Zukunft, und lasset den erhabenen, freudenvollen Gedanken eines bessern ewigen Lebens euerm Geiste stets gegenwärtig seyn.

3.

Tugend.

So haben wir uns jetzt mit dem Werth und den Vorzügen des menschlichen Lebens bekannt gemacht. Sollte vielleicht jemand dadurch zur Frage veranlaßt worden seyn: welches denn unter diesen mannichfaltigsten Vorzügen der größte sey, der unsre Würde uns hauptsächlich sichert?

O, wer kann wohl daran zweifeln, daß unter allen Vorzügen der größte, der erhabenste; unter allen Gütern das beste und begehrungswürdigste, — die Tugend sey, — daß sie mehr werth sey, als Reichthum und Ehre, als Hoheit und Macht, als alle sinnliche Wollust, als Erkenntniß und Wissenschaft, — mehr als vorübergehende, schnell entstehende und schnell verrauchende Andacht, —

mehr als Gesundheit und Leben; sie, die die Gesundheit der Seele, und das Leben des Geistes ist! Sie ist ja der Zustand, in welchem unser Geist das ist und wirket, was er nach seiner Bestimmung seyn und wirken soll; die Kraft, die uns stets zu allem, was schön und gut und gemeinnützig und edel ist, was Gott gefällt und menschliche Vollkommenheit und Glückseligkeit befördert, antreibt, — uns mit Wohlgefallen gegen alle Menschen durchdringt, uns mehr für Andere, als für uns leben und wirken, und alles, was wir sind und haben, auf die beste Art anwenden heißt.

Und eine solche Tugend hätte nicht mehr Werth als alle andere Güter? Sie allein ist schlechterdings und ohne alle Einschränkung gut, schlechterdings und ohne alle Einschränkung und Ausnahme nützlich und begehrungswürdig. Sie ist weit unveränderlicher als der Werth aller andern Güter und Vorzüge; viel allgemeiner und unabhängiger von Stand und Verhältniß, als der Werth aller übrigen und insbesondere der äußern Güter; sie hat einen vorzüglich guten Einfluß in unsere Vollkommenheit und Glückseligkeit, macht uns weit besser, weit seliger, als alle andere Güter und Vorzüge.

Aus eben diesem Grunde macht sie uns aber auch eines höhern bessern Lebens weit fähiger, als alles andere; ja sie allein machet uns desselben fähig. Sie gilt im Himmel eben so viel, und noch weit mehr, als auf Erden. Dort können wir sie so wenig entbehren, als hier: sie ist dort die Würde und das Leben unseres Geistes, so wie sie es hier ist. Ja dort ist sie alles in allem; der vollkommenste Ersatz aller durch den Tod verlornen äußern Güter und Vorzüge, der Grund aller größern edlern Wirksamkeit, aller höhern Ehre und Macht, der Vereinigungspunkt aller Einwohner der bessern Welt. Sie ist das, was alle weise und gute Unterthanen Gottes in seinem ganzen unermeßlichen Reiche mit einander gemein haben; was sie alle auf das genaueste mit einander verbindet; und sie alle ihm, ihrem Schöpfer und Vater, immer näher bringt.

Ja, die Tugend machet uns auch Gott weit ähnlicher als alle andere Vorzüge. Was wir Reichthum nennen, das ist bei Gott Armuth. Unsre Hoheit und Macht ist vor ihm kindische Schwachheit und Ohnmacht: selbst unsere Erkenntniß und Wissenschaft ist bei seinem Lichte großen Theils Irrthum und Finsterniß. Durch solche Vorzüge können wir uns ihm gar nicht,

oder in einer unendlich weiten Entfernung nähern, ihm eigentlich nie ähnlich werden. Aber das wollen, was Gott will; die Wahrheit und die Ordnung lieben, wie sie Gott liebet; allen Menschen wohlwollen und wohlthun, wie ihnen Gott wohl will und wohl thut; in der besten Anwendung unserer Kräfte, in der gemeinnützigsten Wirksamkeit unsre Freude suchen und finden: dadurch, dadurch kommen wir Gott immer näher, — sehr nahe — werden ihm immer ähnlicher und seiner nähern Gemeinschaft immer fähiger. Und dazu verhilft uns die Tugend, und die Tugend allein!

Und du könntest ihr deine Achtung, deine Ehrfurcht versagen, o Mensch, der du noch einiges Gefühl dessen, was vortrefflich und verehrungswürdig ist, hast? Nein, hüte dich, dieses Wahrheitsgefühl in dir zu unterdrücken! Achte und verehre die Tugend mehr als alles andere, was sonst Ansprüche auf deine Achtung und Verehrung machet. Indem du die Tugend ehrest, ehrest du Gott. — Achtest du sie aber so, wie sie es verdienet, o so bedenke dich ja nicht, das zu thun, was du wählen sollst, wenn du zwischen ihr und dem Reichthume, zwischen ihr und der Ehre bei den Menschen, zwischen ihr und

sinnlicher oder geistiger Wollust wählen mußt. Laß lieber alles fahren, als daß du sie verlieren, oder verletzen solltest. Weigerst du dich noch, ihr alles, was mit ihrem Sinne und Willen streitet, aufzuopfern; bemühest du dich noch ängstlich, auf keiner Seite etwas zu verlieren; schmerzet dich noch jeder kleine Verlust, den du um ihretwillen erduldest; o so sage nicht, daß du tugendhaft seyst!

Nein, willst du das seyn: so sey es ganz: trenne nicht von einander, was Gott, was die Natur der Dinge auf das genaueste und unauflöslich zusammengefüget hat. Hier heißt es: ganz oder gar nicht! Hier findet kein Vergleich statt! So lange du Tugend und Laster, — die widersprechendsten, unvereinbarsten Dinge — mit einander zu vergleichen und zu verbinden suchest, so lange bist du doppelt unglücklich. Willst du selig seyn, und selig bleiben, und immer seliger werden: o so entscheide dich ganz und fest und unwiderruflich für die Tugend! Laß sie dich ganz durchdringen und beleben, dich gleichsam zu einem neuen Menschen umschaffen, dich zu allen Zeiten und an allen Orten begleiten und führen, sie die Seele deines ganzen Verhaltens seyn! Dann wirst du

es einsehen und erfahren, wie groß, wie unaussprechlich groß ihr Werth ist, welche Würde und Stärke sie dem Menschen verleiht, welche Ruhe und Seligkeit sie ihm gewähret; und dann wirst du dich ihres Besitzes immer und ewiglich freuen!

4.

Religion.

Heilige Religion, welche Würde giebst du nicht unserer Natur! Welche Aussicht eröffnest du uns in die entfernteste Zukunft! Ach, welche Finsterniß würde uns nicht umgeben, welche Zweifel, welche Schrecknisse würden uns nicht im Leben und im Tode verfolgen, wenn wir dich mit ängstlicher Ungewißheit suchen müßten, und doch nicht finden könnten; wenn uns das Licht der Religion nicht erleuchtete, und auf den Weg der Glückseligkeit führte! Und wie getrost können wir nun nicht unsern Lebenspfad fortsetzen! Wie froh und zufrieden auf demselben wandeln! Wie unerschrocken seinem Ende entgegen sehen!

Laßt uns die Sache unpartheiisch untersuchen, laßt uns den Werth der Reli-

gion erwägen. Es sind zwei Stücke, worüber wir in dieser Absicht nachdenken müssen.

Das erste ist: wie unsere Religion beschaffen, und wie wir dagegen gesinnt seyn müssen, wenn sie einen wahren grossen Werth für uns haben soll.

Das andere: was ihr diesen Werth giebt, oder worin derselbe besteht.

Religion, die sich auf Irrthum gründet, und in ängstlichen Aberglauben ausartet; Religion, die in leeren Gebräuchen und Ceremonien, oder in dem unfruchtbaren Glauben an unbegreifliche Dinge besteht; Religion, die bloß als Wissenschaft, als Theorie über gewisse Erscheinungen in der physischen und moralischen Welt den Verstand des Menschen beschäftiget, aber sein Herz ungebessert und unberuhigt läßt; Religion, die nicht ganz moralisch ist, nicht geradezu zur Besserung des Menschen abzielet, oder die wohl gar die Sünde und das Laster begünstigt: eine solche Religion hat freilich kei-

nen Werth; und fern sey es von mir, ihr das Wort zu reden. Nein, nur Religion, die sich auf Wahrheit gründet; die uns Gott und unsere Verhältnisse gegen ihn kennen und denselben gemäß denken und leben lehrt; die unsern mannichfaltigen Bedürfnissen abhilft; die uns weiser und besser macht, und nach allen ihren Theilen zu unserer Vervollkommung und Glückseligkeit bestimmt und geschickt ist: nur die hat einen wahren Werth; nur die ist unsrer tiefsten Verehrung und innigsten Liebe würdig.

Diese Religion aber müssen wir, wenn sie Werth für uns haben soll, vor allen Dingen kennen. Wir müssen uns richtige und deutliche Begriffe von ihrem Inhalte, von ihren Absichten, von ihren Lehren, Vorschriften, Verheißungen machen. Nicht der Name, nicht das Bekenntniß, nicht die blinde Verehrung der Religion macht uns weiser und besser und glückseliger. Sie wirket nicht gleich einem magischen Mittel ohne unser Wissen und ohne unser Zuthun auf uns; sie thut solches nur, in so weit wir sie kennen, darüber nachdenken und sie wirklich gebrauchen. Wir müssen ihrer Anweisung zur Tugend und Glückseligkeit folgen, uns von ihrem Sinne und Gei-

sie beleben lassen, und uns in unserm ganzen Verhalten nach ihren Vorschriften richten. Sie will eben so folgsame als lehrbegierige Schüler haben. Sie belehret, sie bessert, sie beruhiget uns nicht wider unsern Willen und ohne unsere Mitwirkung. Sie bietet unserm wißbegierigen und nach Ruhe schmachtenden Geiste die gesundeste Nahrung an; aber diese Nahrung müssen wir zu uns nehmen und genießen, wenn sie uns stärken und erquicken soll. Sie will uns an der Hand auf dem Wege der Tugend und der Glückseligkeit führen; aber diesen Weg müssen wir wirklich betreten, und auf denselben standhaft wandeln, wenn wir sie zu unserer Gesellschafterin haben, und uns ihres Beistandes getrösten wollen. Sie verspricht uns Licht, Hülfe und Trost; aber dieses Licht, diese Hülfe, diesen Trost müssen wir annehmen und gebrauchen, wenn sie uns erfreuen und nützen sollen.

Und wie groß ist nicht der Werth der Religion für einen jeden, der sie so kennet, so glaubet, so in Ausübung bringt, und mit seinem ganzen Gedanken- und Empfindungssysteme so innig verbindet! O möchte ich euch ihren Werth so darstellen können, wie ich ihn

empfinde, und sie eurem Verstande und eurem Herzen so wichtig machen, als sie es mir ist!

Die Religion macht mich weise; sie führet mich zur Erkenntniß der Wahrheit, der wichtigsten, unentbehrlichsten, seligsten Wahrheit. Ohne sie würde ich in der Finsterniß wandeln, in einem Labyrinthe von Zweifeln herumirren, meinen Ursprung, meine Bestimmung verkennen; alles, was mich umgiebt, alles, was mir und andern begegnet, würde mir ein Räthsel, ein unauflösliches Räthsel seyn. Wirkungen ohne Ursache, Mittel ohne Endzweck, Kräfte ohne ihrer würdige Absichten, zahllose Reihen und Folgen von Dingen ohne verständige Verbindung, Schönheit und Ordnung vom Zufalle hervorgebracht, Tugend und Laster, Leben und Tod im unaufhörlichen Streite, moralische Geschöpfe ohne Aufsicht, eine unermeßliche Welt ohne Beherrscher und Regenten; dies würde mir das Schauspiel des Sichtbaren darstellen, und wie sehr müßte das nicht meinen Geist verwirren! In welche Abgründe des Zweifels und der Trostlosigkeit ihn versenken! Verloren unter der unzählbaren Menge von Dingen, die zu diesem Weltall gehören, einsam und verlassen mitten unter al-

len Lebendigen, die mich umgeben, hätte ich nichts, woran ich mich halten; nichts, worauf ich mich verlassen; nichts, das mich in meinem Denken und Forschen sicher leiten; nichts, das ich als festes Ziel meiner Wünsche, meiner Begierden, meines Bestrebens betrachten könnte; nichts, das mich und alles, was außer mir ist, in Eins verbände! Gleich einem Kinde, das Grausamkeit oder Zufall bald nach seiner Geburt sich selbst überlassen, wüßte ich nicht, wem ich mein Daseyn und mein Leben zu verdanken hätte, wer mir dieselben erhalten, wer sich meiner annehmen würde, von wem ich Schutz und Hülfe und Vaterliebe erwarten dürfte!

Aber du, göttliche Religion, du entreißest mich dieser ängstlichen Verlegenheit; du führest mich auf den Weg der Wahrheit und Gewißheit. Du lehrest mich Gott und die Verhältnisse kennen, in welchen ich gegen ihn stehe. Du giebst mir und der ganzen Welt einen Urheber, einen Erhalter, einen Regenten, einen Vater; und dadurch verbreitest du über Alles Licht, verbindest Alles in Eins, bringst in Alles Leben und Ordnung, giebst Allem Gewicht und Würde. Nun finde ich mich nicht mehr verloren und verlassen in dem unermeßlichen

Weltall; bin nicht mehr ein trauriges Spiel des Zufalls oder des Ungefährs; nicht mehr das unbedeutende, schwache, ohnmächtige Geschöpf, das an nichts hängt, nichts von seinem Ursprunge und von seiner Bestimmung weiß, und ohne Beschützer und Führer in der Wüste dieses Lebens herumirrt, um heute oder morgen ein Raub des Todes zu werden.

Und wie ganz anders erscheint mir nun alles, was außer mir ist! Welch einen ganz andern, welch einen heitern, frohen Anblick gewähret mir nun die Welt, und wie erhebt, wie erfreut nun ihre Größe und ihre Pracht meinen Geist! Nun kenne und verehre ich eine erste, ewige, höchstvollkommene Ursache alles dessen, was ist und war und seyn wird, einen Gott, von welchem, durch welchen und zu welchem alle Dinge sind; einen Gott, den jedes Stäubchen, jede Pflanze, jedes Thier, jeder Mensch, als den Allmächtigen, als den Allweisen, als den, der die Liebe selbst ist, preisen. Nun sehe ich allenthalben, wohin mein Auge blicket, und mein Scharfsinn reichet, lauter Schönheit, lauter Ordnung; allenthalben die weisesten, gütigsten Absichten und die schicklichsten Mittel zur Erreichung derselben; allent-

halben Leben und Freude und Glückseligkeit, hier in der Anlage und im Keime, dort in der Blüthe und im Genusse. Nun hängt Alles, das Kleine und das Große, das Sichtbare und das Unsichtbare, das Sandkörnchen am Ufer des Meeres und der allbelebende Quell des Lichtes, auf das genaueste und innigste mit einander zusammen; alles ist das Werk eines einzigen höchst vollkommenen Geistes; alles macht nur Ein Ganzes aus; ein Ganzes, in welchem das Physische und das Moralische, das Gute und das Böse, das Gegenwärtige und das Zukünftige unzertrennlich verknüpft und in Eins verflochten sind; ein Ganzes, in welchem nichts Unnützes, nichts Ueberflüssiges, nichts Absichtsloses nichts schlechterdings Böses und Schädliches ist; ein Ganzes, das sein unendlicher Urheber selbst trägt und erhält, ordnet und leitet, und in welchem alles zur größten möglichen Vollkommenheit und Glückseligkeit abzielet. Und dieses zu wissen, dessen versichert zu seyn, diese erhabensten, fruchtbarsten, tröstlichsten Wahrheiten zum Leitfaden seines Denkens und Forschens, zur Richtschnur seines Thuns und Lassens, zum Grunde seines Wünschens und Hoffens zu haben, ist das nicht Weisheit? nicht größere, höhere Weisheit, als alles, was sonst

diesen Namen trägt? Und die Religion, die uns zu dieser Weisheit führet, sollte nicht einen unschätzbaren Werth haben? sollte nicht das verehrungswürdigste Geschenk des Himmels seyn?

Der zweite Beweis des hohen Werthes der Religion ist, daß sie mich auch gut macht. Sie ist das Band der Liebe, der innigsten Vereinigung zwischen dem Schöpfer und seinen Geschöpfen, und zwischen allen denkenden, empfindenden und vernünftigen Geschöpfen unter sich, der Grund der genauesten Verbindung der natürlichen mit der moralischen Welt, und des Gegenwärtigen mit dem Zukünftigen. Und diese Liebe, diese Vereinigung, diese Verbindung bringt in jedem Menschenherzen, das sie beseelet, neues geistiges Leben, neue Lust und Kraft zu allem Guten hervor; mehr geistiges Leben, mehr Lust und Kraft zur Pflicht und zur Tugend, als jede andere Betrachtung, jedes andere Verhältniß der Dinge thun könnte. Wenn ich die innige Verbindung des Gegenwärtigen mit dem Zukünftigen bedenke, und das eine als den Grund des andern, das eine als die Zeit der Aussaat, und das andere als die Zeit der Aernte betrachte: welche Antriebe,

welche Kräfte zu allem, was recht und gut, was groß und edel ist, muß mir dieses nicht alles geben! Nein, wenn mich die Religion nicht bessert, wenn sie mich nicht zu einem sehr guten, tugendhaften Menschen macht; so muß ich keiner Verbesserung fähig, muß tief von der Würde des Menschen herabgesunken seyn, und ein ganz fühlloses, durchaus verkehrtes Herz haben! Und welch einen Werth muß auch dies der Religion in unsern Augen geben, wenn wir den Werth der moralischen Güte und der Tugend nur einigermaßen kennen!

Wer weise und gut ist, der kann auch froh und zufrieden seyn, und die Religion, die uns jene Vorzüge verschafft, die verschafft uns auch diese. Weit davon, daß sie ihren wahren Verehrern knechtische Furcht und banges Schrecken einflößen sollte, flößet sie ihnen Muth und Zuversicht ein. Weit davon, daß sie eine Freudenstörerin seyn sollte, öffnet sie uns selbst die reichsten Quellen der Freude, und ladet uns zum Genusse derselben ein. Wenn ich mich von ihr leiten und führen lasse, und alles in dem Lichte betrachte, welches sie darüber verbreitet: dann bin ich mit allem zufrieden; zufrieden mit Gott, den ich als den

weisesten, gütigsten Vater kenne und verehre, und von dem ich lauter Gutes und stets das Beste erwarte; zufrieden mit allen Einrichtungen und Anordnungen in der natürlichen und moralischen Welt, weil es seine Einrichtungen und Anordnungen sind; zufrieden mit der Stelle und den Umständen, in welche er mich gesetzt, mit dem Maaße von Kräften und Gütern, das er mir verliehen, mit den Schicksalen, die er über mich verhängt hat, weil ich weiß, daß dieses alles meiner Bestimmung angemessen ist und zu meiner Glückseligkeit abzielet; zufrieden mit mir selbst, weil ich mir meiner Aufrichtigkeit und Rechtschaffenheit bewußt bin, und, wenn ich gleich fehle, doch nicht mit Vorsatz sündige; zufrieden mit allen meinen Nebenmenschen, weil ich keinen hasse, keinen beneide, weil ich sie alle liebe, mich alles Guten freue und mit den Schwachen und Fehlenden Geduld und Nachsicht habe; zufrieden mit allem, was mich umgiebt, weil alles das ist, und so ist, was und wie der Allweise und Allgütige will, daß es seyn soll!

Ja, sie ist es, diese göttliche Religion, die mich bey allen Veränderungen meines Zustandes, bei allem, was ich thue, und

was mir begegnet, die mich im Glücke und im Unglücke, im Leben und im Tode führet, stärket, tröstet und erfreuet. Sie giebt allem eine ganz andre Gestalt; versüßet mir alles Angenehme und Gute; erleichtert mir alle Beschwerden und Leiden; und läßt es mir nie an Belehrung, an Unterstützung, an Trost und Hülfe fehlen. Genieße ich Lust und Vergnügen: so erhöhet sie mir den Genuß derselben durch den frohen Gedanken, daß es Gott ist, der mir diese Lust vergönnet und dieses Vergnügen gewähret. Habe ich mannichfaltige und wichtige Pflichten zu erfüllen, mühsame Geschäfte zu verrichten; so erleichtert und veredelt sie mir dieselben durch die Vorstellung, daß sie mir Gott aufgetragen hat, daß ich in seinem Dienste arbeite, daß ich das, was ich zu thun habe, unter seinen Augen und mit seinem Beifalle thue. Gelingt es mir Gutes zu wirken, gemeinnützig zu seyn, und menschliche Glückseligkeit zu befördern: so läßt sie mich das ganze Gewicht der Ehre fühlen, ein Werkzeug in der Hand Gottes zu seyn, wodurch er seine Absichten ausführet, und Segen und Leben über die Menschen verbreitet. Treffe ich Schwierigkeiten auf meinem Wege an; gerathe ich in Noth und Gefahr: so heißt sie mich meine Augen

und mein Herz gen Himmel erheben, und bei demjenigen Hülfe suchen, und von demjenigen Hülfe erwarten, der im Himmel und auf Erden alles thut, was er will, und nie etwas anders will, als was recht und gut ist. Drücket mich irgend eine Last des Lebens; so rufet sie mir zu: Verlaß dich auf den Beystand dessen, der dir diese Last aufgelegt hat, und sey versichert, daß er dir nicht mehr auflegen wird, als du zu tragen vermagst. Trifft mich ein Unglück: so bete ich, von der Religion belehret, in stiller Ehrfurcht die Hand desjenigen an, der es über mich verhängt, der es in weisen, gütigen Absichten über mich verhängt hat, und ohne dessen Zulassung mich kein Uebel treffen kann. Kommen Leiden über mich, die ich nicht verschuldet habe: so nehme ich sie als Schickungen meines Gottes und Vaters mit kindlicher Unterwerfung an; verehre sie als Mittel der Zucht und der Uebung, wodurch er mich zu höherer Vollkommenheit führen will; und weiß, daß mir alles, früher oder später, zum Besten gereichen wird. Befremden und verwirren mich seltsame oder fürchterliche Begebenheiten in der Welt und unter den Menschen: so sehe ich glaubensvoll auf den, der alles regiert, und

alles nach den Gesetzen der höchsten Weisheit regiert, und beruhige mich ganz in dem Gedanken, daß er gewiß zuletzt alles wohl machen werde. Gelingen mir meine rechtmäßigen Unternehmungen, meine guten, wohlthätigen Bemühungen nicht: so opfere ich meinen Willen dem weit weiseren und besseren Willen meines Gottes und Vaters auf; befriedige mich mit dem Bewußtseyn recht gethan zu haben, und ihm wohl zu gefallen; und halte deswegen meine Mühe und Arbeit nicht für verloren, weil ich weiß, daß in seinem Reiche, und unter seiner Regierung nichts Gutes verloren gehen kann. Drücken mich Schwachheiten des Alters; nehmen meine Kräfte ab; neiget sich mein Körper zum Staube: so verlasse ich mich auf den Gott, der mich als Säugling, als Kind, als Jüngling, als Mann nie verließ, der stets mein Versorger und mein Vater war, und es ewig seyn wird. Nähert sich mir der Tod; heißt er mich mein Haus bestellen, und alles Sichtbare und Irrdische verlassen: so höre ich die Stimme meines himmlischen Vaters, der mich zu sich rufet, mich aus dem ersten ins zweite und höhere Leben, von der Pilgrimschaft ins Vaterland rufet. Von der Religion begleitet und unterstützt, folge ich diesem

Rufe mit Freudigkeit, trete getrost auf den dunkeln Pfad des Todes, durchwandle ihn unerschrocken, und bin gewiß, daß sein Ausgang helles Licht, ewige Glückseligkeit für mich seyn wird.

So belehret, so führet, so erfreuet, so unterstützet und stärket, so tröstet mich die Religion im Glücke und im Unglücke, im Leben und im Tode! Sie behält ihren Werth zu jeder Zeit, an jedem Orte, in jedem Zustande, in Rücksicht auf alle meine Geschäfte, alle meine Angelegenheiten und Schicksale, und bleibt stets das, was sie ist; stets die sicherste Lehrerin, die treueste Führerin, die beste Trösterin des Menschen! Ja, göttliche Religion, das sollst, das wirst du mir ewig seyn, so wie du es bisher gewesen bist! Stets meine vertrauteste Freundin, meine unzertrennliche Begleiterin auf jedem Pfade des Lebens, die Theilnehmerin an allen meinen Freuden und Leiden, mein Trost im Tode, und meine Wegweisern zu den Wohnungen des Himmels.

5.

Unsterblichkeit.

Ja, wir sind glückselig als Menschen, und das, was wir itzt sind, ist nur Anfang, nur Vorschmack, nur Vorbereitung von dem, was wir einst seyn werden! O daß doch das Bewußtseyn unsrer hohen Bestimmung, das Gefühl unserer gegenwärtigen und zukünftigen Glückseligkeit und die Freude über deine Vaterhuld, o Gott! uns stets belebten, uns überall begleiteten, und unser ganzes Leben zu einem immerwährenden Lobgesange deiner Güte machten! Nein, ferne, ferne müssen alle unzufriedene Klagen, alle ängstliche Sorgen von uns seyn, die du zu einem ewigen Leben bestimmt hast! Ferne, ferne müsse es von uns seyn, im Guten träge und verdrossen zu werden, oder auf dem Wege der Tugend jemals stille zu stehen, da du uns ewige Belohnungen hoffen

läßest! Nein, froh und heilig vor dir zu wandeln; alles, was wir nach deinem Willen hier seyn und thun und leiden sollen, gern zu seyn und zu thun und zu leiden, und uns der seligen Unsterblichkeit immer fähiger und würdiger zu machen: das müsse das Ziel seyn, nach welchem wir alle streben, und dem wir alle immer näher kommen!

Das Gefühl der Unsterblichkeit ist unstreitig das seligste Gefühl: die Hoffnung eines bessern und ewigen Lebens, die erhabenste Hofnung, deren der Mensch fähig ist. Die Lehre von unserer Unsterblichkeit und von einem künftigen Vergeltungsstande ist

wichtig für unsern Verstand;

wichtig für unser Herz;

wichtig in Absicht auf unser Verhalten;

wichtig im Genusse der Freude und des Vergnügens;

wichtig unter dem Drucke des Leidens;

wichtig in der Stunde des Todes.

Sechs Stücke, die wir nun etwas umständlicher aus einander zu setzen gedenken.

Wie wichtig ist nicht diese Lehre für unsern Verstand! Welche Schwierigkeiten, welche Räthsel löset sie nicht auf! Welche Dunkelheiten vertreibt sie nicht durch ihr Licht! Welch einen sichern Leitfaden durch alle Labyrinthe der göttlichen Verhängnisse und der menschlichen Schicksale giebt sie uns nicht an die Hand! Ist der Mensch ganz Staub; wird sein Geist so wie sein Körper im Tode zerstört; hat er nach demselben nichts zu hoffen: wie soll ich mir das, was unter den Menschen geschieht, was mir selbst begegnet, erklären? Wozu die mannichfaltigen, weitläuftigen und weitaussehenden Veranstaltungen, die ich in der natürlichen und moralischen Welt zur Erhaltung, zur Besserung, zur Vervollkommung des Menschen finde, wenn er nur wenige Jahre, wenige Tage auf Erden leben, und dann nicht mehr seyn soll? Wozu die großen vielversprechenden Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte, die in ihm verborgen liegen, und die so oft gar nicht, und nie ganz entwickelt werden, wenn er bloß für dieses Erdenleben bestimmt ist? Wozu alle die Bedürfnisse, alle die Uebungen und Leiden, alle die Zuchtmittel, wodurch er so mühsam denken und leben lernen muß, wenn beides gänzlich aufhören soll, nachdem er es kaum

gelernt hat? Wozu die ängstlichen Besorgnisse für die Zukunft, die ihn allenthalben begleiten, und ihn so oft an dem Genusse des Gegenwärtigen hindern, wenn keine Zukunft für ihn seyn soll? Wie räthselhaft würde da nicht sein Zustand, wie unbegreiflich seine Bestimmung seyn! — Und wenn ich das eine Volk so sehr begünstiget, das andere vernachlässigt sehe; wenn dort helles Licht, hier dicke Finsterniß, dort Glückseligkeit, hier Elend, dort Freiheit, hier Sklaverei und Knechtschaft herrschen; wenn ich ganze Schaaren von Menschen als Kinder und Jünglinge sterben, so viele das, was sie nicht verschuldet haben, leiden, so viele ihres Lebens nie froh werden; wenn ich so viele Weise und Rechtschaffene verfolgt und unterdrückt, so viele Thoren, so viele Tyrannen und Bösewichter geehrt und beglückt, so viele große edle Thaten unbelohnet, so viele Verbrechen unbestraft sehe: wie kann ich dieses alles mit der weisen Güte, mit der Unpartheilichkeit des Weltbeherrschers vergleichen: wie kann ich seine Existenz glauben, oder ihn für das vollkommenste Wesen halten, wenn nicht ein anderes Leben, wenn nicht ein Stand der Vergeltung auf uns wartet?

Aber nun, da wir dieses andern Lebens, dieses Standes der Vergeltung gewiß sind, wie kläret sich da nicht alles auf! Welches Licht verbreitet sich da nicht über alle diese Schwierigkeiten! Welche wichtigen beruhigenden Lehren erhält dadurch nicht unser Verstand! Wie müssen ihm die nicht sein Denken und sein Urtheilen erleichtern! Vor wie vielen Irrwegen ihn bewahren! Wie sicher ihn zur Erkenntniß der Wahrheit führen!

Die Lehre von der Unsterblichkeit und einem künftigen Vergeltungsstande ist sehr wichtig für unser Herz. Wie schmachtet nicht unser Herz, das Herz jedes denkenden, gefühlvollen Menschen, wie schmachtet es nicht nach Unsterblichkeit! Welche Schrecknisse durchschauern nicht dasselbe bei dem Gedanken von der gänzlichen Vernichtung! Und welche Güter, welche Freuden dieses Erdenlebens sind wohl allen Wünschen, allen Begierden unsers Herzens angemessen? Welche können dasselbe ganz und auf immer befriedigen? Welche geheime Unruhen begleiten nicht oft den völligsten Genuß derselben! Welche noch größere, noch reinere, noch dauerhaftere Freuden und Seligkeiten wünschet und ahndet nicht unser

Herz! Welcher vielumfassenden, feurigen, thätigen Gottes- und Menschenliebe fühlet es sich nicht fähig! Und wie oft werden nicht seine edelsten Empfindungen, seine seligsten Gefühle durch die Einschränkungen unsers gegenwärtigen Zustandes, durch unsere Verbindungen mit den äußern Dingen geschwächt, unterdrückt, oder wohl gar in Quellen des Schmerzes und des Kummers verwandelt!

Und unser Herz sollte sich nicht erweitern und erheben, wenn es die zuverlässige Hoffnung der Unsterblichkeit belebt? Sind wir unsterblich, welche Ahndungen, welche Erwartungen sind nun zu kühn? Welche Anlagen, welche Fähigkeiten, welche edle Begierden können wir haben, die bei einer ewigen Fortdauer unsers Lebens nicht entwickelt, nicht beschäftigt, nicht befriedigt werden sollten? Wo ist die gefühlvolle empfindsame Seele, die in jener bessern Welt nicht die reinste, edelste Nahrung für ihre tugendhafte Empfindsamkeit finden; wo der eifrige, inbrünstige Gottes- und Menschenfreund, den da nicht die erhabenste Liebe entflammen und beseligen sollte? Und welches menschliche Empfindungsvermögen ist groß genug, die Freuden jenes höhern Zustandes ganz zu umfassen? Nein, beruhige dich, freue dich,

mein nach Fortdauer und höherer Glückseligkeit strebendes Herz! Du schmachtest nicht vergeblich nach Unsterblichkeit; du sehnest dich nicht vergeblich nach höhern Gütern, nach reinern Freuden. Du wirst dein Ziel erstreben, so erhaben es auch seyn mag. Du wirst das ganz empfinden und genießen, was du itzt nur als möglich und wünschenswerth ahndest.

Und welches entzückende Gefühl unsers Adels und unsrer Würde muß nicht der Gedanke von unserer Unsterblichkeit in unsern Herzen verbreiten! Welch einen Einfluß muß er nicht in das Urtheil, das wir von uns selbst fällen, in die Achtung, die wir uns selbst schuldig sind, in unsere ganze Denkungs- und Sinnesart haben! Sich unsterblich fühlen, heißt sich groß und edel fühlen; fähig, alles, was schön und gut und vortrefflich ist, zu thun und zu genießen; fähig, von einer Stufe der Vollkommenheit zu der andern fortzugehen, und von Ewigkeit zu Ewigkeit immer weiser, immer besser, immer glückseliger zu werden. O erhabenes, seliges Gefühl! Nimm von unserm ganzen Herzen Besitz; verschließ jedem niedrigen Gedanken, jeder schändlichen Begierde den Zugang zu demselben; und durchdringe und er-

fülle es mit Gedanken, mit Empfindungen und Bestrebungen, die deiner würdig sind!

Wie wichtig muß also nicht drittens die Lehre von der Unsterblichkeit und dem künftigen Vergeltungszustande in Absicht auf unsere Tugend; wie wichtig bey allen Versuchungen zur Trägheit und zur Sünde seyn! Tugend, deren Aussichten und Hoffnungen in dieses kurze und ungewisse Leben eingeschränkt sind, deren Früchte im Grabe verwelken, wie oft muß und wird die nicht ermatten! Wie oft den Kampf der Lüste scheuen, oder in demselben erliegen, da der Preis des Sieges so hinfällig ist, und heute oder morgen, so wie der Sieger selbst, in Staub zerfällt! Und wie soll der Mensch, den die Zukunft nichts fürchten und nichts hoffen läßt, allen Versuchungen zur Sünde und zur Trägheit im Guten widerstehen, wenn er die böse That, zu welcher er versucht wird, im Verborgenen begehen, wenn er die sündliche Lust, die ihn reizet, ohne Schande und ohne Nachtheil genießen, und wenn er das Gute nicht ohne Verlust, nicht ohne Schwächung seines Körpers, nicht ohne Gefahr ausrichten kann? Was soll ihm Muth und Stärke geben, alle seine Güter, alle seine Vergnügun-

gen, alle seine Kräfte, sein Leben selbst der Pflicht, oder dem Besten seiner Brüder aufzuopfern, wenn er für diese Opfer keine Schadloshaltung erwarten darf, und mit seinem Leben alles verliert? Wie selten werden da Ehrbegierde oder edlere Grundsätze die Stelle des Glaubens unserer Unsterblichkeit und künftiger Vergeltung zu vertreten vermögen! — Nein, diesem Glauben vornehmlich verdanken wir Lust und Kraft zum Guten! Von diesem Glauben, von dieser Hoffnung gestärkt, kann ich mich selbst bezwingen, die Welt besiegen, alles überwinden, und bis ans Ende beharren. Ist meine Seele unsterblich; wartet nach dem Tode ein besseres, höheres Leben auf mich: so kann ich in dem Dienste der Tugend nichts verlieren. — Hier ist die Zeit der Aussaat. Je sorgfältiger, je treuer ich da das Feld, das mir angewiesen ist, anbaue; je bessern Saamen ich in demselben ausstreue; je reichlicher ich säe: desto mehr Früchte und desto herrlichere Früchte werde ich an jenem großen Aerntetage davon einsammeln.

Wichtig ist viertens, wichtig ist die Lehre von unserer Unsterblichkeit und von einem

bessern, höhern Leben nach dem Tode in Absicht auf den Genuß der Freude und des Vergnügens. Wie traurig würde nicht ohne diese Aussicht der Genuß aller, selbst der edelsten, Vergnügungen und Freuden für den denkenden Menschen seyn; und wie getrost und froh kann er sich nicht demselben überlassen, wenn ihn diese Aussicht belebet!

Itzt genieße ich den Anblick der schönen Welt Gottes; sehe und bewundere allenthalben die Spuren seiner höchsten Weisheit und Güte; finde da die edelste Nahrung und Beschäftigung für meinen Verstand und mein Herz; und entdecke da Quellen der Erkenntniß und der Freude, die unerschöpflich sind, und aus welchen ich ewig zu schöpfen wünsche. Aber soll ich denn heute oder morgen diesen Schauplatz der göttlichen Herrlichkeit zum letztenmale erblicken? Sollen alle diese Schönheiten in unaufhörliche Nacht für mich versinken? Soll mein Durst nach Erkenntniß nur gereizt, aber nie gestillet werden?

Jetzt genieße ich das Vergnügen, das mir die Untersuchung der Wahrheit gewähret. Ich

erblicke von ferne einige Spuren, einige Strahlen derselben; bin auf dem Wege, ihr näher zu kommen, und sie völliger zu entdecken; und freue mich zum voraus auf diesen entzückenden Augenblick. Aber soll ich dann, wenn ich ihr am nächsten gekommen bin, alle Hoffnung, sie wirklich zu erkennen, auf ewig verlieren? Aller Früchte meines angestrengten Nachdenkens, meines mühsamen Forschens auf immer beraubet werden?

Jtzt genieße ich das Vergnügen des Wohlthuns. Aber wie selten kann ich es so geniessen, wie ich es wünschte! Wie eingeschränkt sind meine Kräfte und mein Vermögen! Welche ganz andere Handlungen des Wohlthuns kann ich mir denken, wünsche ich mir als die höchste Glückseligkeit! Und soll ich dann, wenn ich dieses Vergnügen kaum gekostet habe, aber doch des Genusses desselben weit fähiger geworden bin, alle Mittel und Kräfte dazu verlieren, und mich in der trägen, ohne Bewußtseyn und Absicht, ohne Empfindung wirkenden Materie vermischen?

Jtzt genieße ich das Vergnügen der tu-

gendhaften, edlen Freundschaft und Liebe. Nie erblicke ich ohne innige Lust den Freund, die Freundin meines Herzens, und jede Mittheilung unsrer Einsichten, unsrer Empfindungen, unsrer Leiden und unsrer Freuden verbindet uns genauer, machet uns eins dem andern theurer und unentbehrlicher. Und diese edle Freundschaft, diese tugendhafte Liebe sollte nur Augenblicke lang währen? Sollte im Tode auf immer zerstöret werden?

Itzt genieße ich das Vergnügen der Andacht; das erhabenste, dessen der Mensch fähig ist. Mein Geist erhebt sich zu seinem Schöpfer und Vater, freuet sich seiner, beruhiget sich in ihm, fühlet sich in seiner Anbetung groß und glücklich, und schmachtet nach näherer Gemeinschaft mit ihm. Und dieses Vergnügen sollte mir dann entzogen werden, wenn ich den Werth desselben am besten kenne, und seines völligern Genusses am fähigsten geworden bin?

Nein, o Mensch, du bist unsterblich; und auch deine Vergnügungen und Freuden sind unsterblich. Sie sind die Pfänder der reinern Vergnügungen, der höhern Freuden, die in ei-

ner bessern Welt auf dich warten; Vorgeschmack der größern, dauerhaften Seligkeit, die dir dort bereitet ist!

Nicht weniger wichtig ist die Lehre von unserer Unsterblichkeit in Absicht auf die Leiden. Was soll den Menschen bei den mannichfaltigen Widerwärtigkeiten und Leiden dieses Lebens trösten, was soll ihn dieselben geduldig und standhaft ertragen lehren, wenn er keine bessere Zukunft zu erwarten hat? Wenn er ohne Absicht, ohne Nutzen leidet, und zuletzt unter seinen Leiden auf immer erliegt? Wenn seine Leiden Endzwecke und nicht Mittel zu höhern Entzwecken sind? Aber welch eine ganz andere Gestalt gewinnen sie nicht, sobald uns die Hoffnung der Unsterblichkeit und eines künftigen Vergeltungsstandes belebet! Nun sind unsere Leiden nicht Endzwecke, sondern nur Mittel zu höhern Endzwecken. Nun können wir uns selbst der Trübsal rühmen; sie als Mittel unserer Vollendung betrachten und verehren.

Und wenn nun endlich die Stunde unseres Todes herannaht, wie wichtig muß uns da nicht die Lehre von unserer Unsterblich-

keit seyn! Sterben und lauter Nacht, undurchdringliche, unaufhörliche Nacht vor sich zu sehen; sterben, und alle seine Fähigkeiten, alle seine Kräfte, alle seine Güter und Besitzungen, alle seine Vergnügungen und Freuden ganz und auf immer zu verlieren; sterben, und sich von seinen Freunden und Geliebten auf ewig zu trennen; sterben, und alles, was man in seinem Leben gethan, erduldet, gelitten, worinnen man sich geübt, was man gelernet hat, ganz fruchtlos und unbrauchbar zu wissen; sterben, und der gänzlichen Vernichtung entgegen zu gehen, und nach wenigen Stunden oder Augenblicken nicht mehr zu seyn, und mit allen seinen Hoffnungen und Aussichten ein Raub des Grabes zu werden: welch ein trauriger, schrecklicher Zustand für den Menschen, der dann noch zu denken, und zu empfinden vermag!

Aber nein, der Tod ist nicht das, was er zu seyn scheint! Nicht Vernichtung, nicht Ende meines Daseyns, nicht Aufhören meines Lebens und meiner Wirksamkeit, nicht unersetzlicher Verlust alles dessen, was ich bin und habe und vermag. Nein, er ist nur Verwandlung, nur Uebergang in einen höhern Zustand,

nur Weg zu größerer Vollkommenheit und Glückseligkeit. Die Nacht, die mich im Tode umgiebt, wird mich zu hellerm Lichte; der Verlust des Sichtbaren und Vergänglichen zum Besitze des Unsichtbaren und Unvergänglichen führen. Meine edlern, geistigen Kräfte, meine innere Vollkommenheit, die kann und wird kein Tod zerstören; alle meine guten Gesinnungen und Thaten werden mich begleiten; ich werde alle meine Fähigkeiten und Kräfte besser gebrauchen; immer mehr Gutes thun und genießen; von Ewigkeit zu Ewigkeit immer weiser, immer tugendhafter, immer vollkommener und glückseliger werden. — Und ich sollte mich ängstlich vor dem Tode fürchten? Nein, seine Ankunft sey mir die Ankunft eines Friedensboten; seine Stimme die Stimme eines Freundes, der mich meiner höhern Bestimmung entgegenführt, und mir den Eingang in mein wahres himmlisches Vaterland öffnet!

O haltet fest an diesen Lehren! denket, redet, lebet stets als Menschen, die ihrer Unsterblichkeit gewiß sind, und die ewige Vergeltungen erwarten!

Wir sind unsterblich, wir gehen einem

höhern, bessern Zustande entgegen, unser warten ewige Vergeltungen! Dieser Gedanke soll allem, was wir sind und thun, mehr Gewicht und Würde geben, und uns alles auf eine edlere, unsrer höhern Bestimmung angemessenere Art seyn und thun lassen! Dieser Gedanke soll jeder niedrigen Begierde den Zugang zu unserm Herzen verschließen, uns gegen jede Verführung zur Sünde schützen, und zu jeder guten, edlen That willig und geschickt machen! Dieser Gedanke soll uns jede Freude, die uns Gott gönnet, versüßen, und jedes Leiden, das er uns auflegt, erträglich und leicht machen! Von diesem tröstlichen Gedanken begleitet, von dieser herrlichen Aussicht ermuntert, wollen wir den Pfad, der uns dahin führen soll, getrost fortwandeln, seiner Beschwerden und Unannehmlichkeiten nicht achten, seinem Ende unerschrocken entgegen sehen; und wenn wir einst, heute oder morgen, am Ziele stehen, voll Zuversicht und Freudigkeit ins bessere, ewige Leben hinüber gehen!

II.

Heydenreichs Betrachtungen über die Würde des Menschen,

ein Nachtrag

zu Zollikofers Reden über diesen Gegenstand,

im

Geiste der Kantischen Sitten- und Religionslehre.

Wo sind die Grenzen, die ihm, dem Unsterblichen, der ewig leben und wirken soll, gesetzt sind? Welcher Grad von Licht, welches Maaß von Kräften, welche Stufe von Seligkeit sollte es ihm unmöglich machen, in einem noch höhern Lichte zu wandeln, noch größere Kräfte zu erlangen, noch reinere Seligkeit zu genießen? Ewiges Fortstreben und Fortgehen, ewiger Wachsthum an allem, was schön und gut und begehrungswürdig ist, ewige Annäherung zur höchsten stets unerreichbaren Vollkommenheit: dieß ist Bestimmung; dieß ist das herrliche Loos des Menschen; dieß die größte höchste Würde eines geschaffenen Wesens!

Zollikofer.

In jeder Menschenseele entwickelt sich mit den Fortschritten ihrer Bildung ein Gefühl, welches in der ganzen thierischen Schöpfung kein Wesen mit uns theilt, das Gefühl der Würde unsrer Natur. So bald unser Selbstbewußtseyn sich aufklärt, und unsre geistigen Kräfte sich ihrer Reife zu nähern beginnen, so erwacht auch jenes, und wir können uns dann nicht anders, denn mit inniger tiefer Achtung unsrer selbst und unsers Daseyns, denken. Je mehr wir uns von den Zerstreuungen und dem Geräusche der Welt zurückziehen, je angelegentlicher wir uns selbst, das heißt unsrer Vollkommenheit und wahren Zufriedenheit, leben, um so kräftiger wirkt jenes Gefühl, um so mehr beseelt, erhebt, und beseligt es uns. Der edlere Mensch kennt keine schönere Empfindung, als diese; überzeugt, daß sie sich nie, wie alle

andre angenehme Gefühle, abstumpft, daß sie ihn unter allen Schicksalen des Lebens, selbst wenn jede Freude ihn verließe, begleitet, daß es nichts Schreckliches in der Natur giebt, welches sie nicht überwände, oder doch milderte, arbeitet er unablässig darauf hin, ihr den höchsten Grad des Lebens und der Stärke zu geben. Und da er durch die Gemeinschaft dieses Gefühls, dessen Keim jeder Seele inwohnt, seine nahe Verwandtschaft mit seinen Brüdern auf das interessanteste anerkennt, so ist er auch mit edlem Eifer bestrebt, durch alle in seinen Kräften stehende Mittel zu bewirken, daß es rings um ihn her allgemein erwache, und unter den Menschen als die mächtigste Triebfeder, die ihre Gesinnungen, Handlungen und Gefühle leitet, herrsche. Und es ist für ihn kein Traum der Schwärmerey, daß die Zukunft Zeitalter herbey führt, wo es nur in Wenigen noch schlafen, und unmenschliche Beleidigungen desselben, die jetzt noch leider die Jahrbücher unsers Geschlechts anfüllen, eine seltene Erscheinung seyn werden.

Allein so erhaben auch dieses Gefühl ist, und so gewiß jeder Mensch den Saamen desselben in seinem Innern trägt, so giebt es

dennoch nur Wenige, welche seinen Inhalt zu zergliedern und aufzuklären bestrebt wären; wenige, welche sich über die Vorzüge und Ansprüche Rechenschaft abforderten, die sie zu demselben berechtigten; wenige, die seinen ganzen Umfang deutlich und bestimmt zu übersehen suchten; wenige, die sich von seiner Aechtheit, Wahrheit und Heiligkeit durch feste Gründe so überzeugten, daß sie, sicher des Siegs, den Kampf mit der Sophisterey, dem Zweifelgeiste und der Menschenverachtung wagen konnten.

Man kann es als einen untrüglichen Prüfstein der Fortschritte ansehen, deren sich unser Zeitalter in Hinsicht der Kenntniß der sittlichen Natur des Menschen rühmt, zu versuchen, ob sich nach denselben eine reinere, bestimmtere, vollständigere, evidentere Darstellung der Würde des Menschen geben lasse, ob es nach denselben vielleicht gelinge, einen Kommentar über dieses Gefühl zu liefern, in welchem jede Seele die getroffene Kopie ihrer erhabensten Vorzüge anerkennen müßte.

Was sagt jeder Mensch zu sich selbst, wenn er seine Menschenwürde fühlt, fühlte er sie auch noch so dunkel? — Ganz unstreitig herrscht

in ihm der Gedanke: „in dir sind von Natur Eigenschaften, die ihrer selbst wegen die höchste unbedingteste Achtung verdienen; du selbst kannst sie dir nicht, deine Mitmenschen, die dir gleich sind, können sie dir nicht, kein höheres Wesen, ja kein Gott kann sie dir verweigern; niemand kann dich, nach deinem wahren Wesen, als Mittel für irgend einen Theil, ja nicht für das Ganze der Schöpfung ansehen; du kannst nur als ihr Endzweck gedacht werden, und als Mittelpunkt des ganzen Systems der Geschaffenen: eine andre, eine höhere Würde, als du, hat keine Art der vernünftigen endlichen Wesen über dir, und die ganze Welt der vernunftlosen lebenden und der leblosen Wesen ist unter dir.

Dieß ist der allgemeinste Inhalt alles Gefühls unsrer Würde, in welcher Beziehung und unter welchen Verhältnissen immer wir sie empfinden. Frage sich ein jeder, was in allen Fällen, wo er seine Würde fühlt, die innigste Gewißheit für ihn ist, und jede seiner geheimsten Regungen, deren er sich dann bewußt ist, wird ihn auf jenen Gedanken zurückführen. Wenn du in hellgesternter Nacht deine stau-

nenden Blicke im Unermeßlichen des Himmels verbreitest, und gestützt auf den größten Reichthum der Sternkunde nimmer die Grenzen findest, immer nur stärker und erhabener die Unendlichkeit des Universums fühlst; wenn du dann zu dir selbst zurückkehrst, der Glanz jener zahllosen Welten deine kleine Existenz gleichsam verlöscht hat, und du zweifelst, ob du einen festen Punkt im All habest, ob auf dich mehr als auf das kleinste Sonnenstäubchen gerechnet sey, ob ein höheres Auge dich sehe, eine höhere Vernunft dich denke, — erhebt sich dann nicht in deinem Innern kraftvoll und tröstend das Gefühl: „Nein, du bist nicht Nichts, du bist Viel, du bist Alles in dem Systeme der geschaffenen Wesen? Wozu jene Welten, die nie ein endlicher Verstand zählt und ermißt, wenn durch sie nicht ausgeführt wird, was du für das Höchste und Würdigste unter allem Möglichen erkennst! Sind sie nicht dazu bestimmt, so sind sie, zwar unermeßliche, aber nichtstaugliche und nichtswürdige Staubmassen. Nein, Ocean der Welten, dein Anblick vernichtet mich nicht; nicht durch dich bin ich etwas; du bist ohne mich nichts; bin ich vertilgt, so ist alle Vernunft, alles Gute und

Wahre vertilgt, wozu du dann? Wäre ich nicht, so wärst du nicht.“ — So mißt sich der Mensch in seiner Würde mit dem Unermeßlichen; die Unendlichkeit seiner Bestimmung wird der Maaßstab für das, was kein endlicher Verstand ermißt. Das Weltall ist für ihn nicht zu groß, denn er sieht keine Grenzen seiner Kraft und seiner Bestimmung. — Und fühlt er nicht dieselbe Hoheit, wenn er die Menschheit in seinen Brüdern entehrt, wenn er sie geschändet findet? — Dort segelt von den unmenschlichen Küsten Afrika's eine Kauffarteyflotte — mit Menschen: — Wesen auf Wesen geschichtet; jedes einen Preis, um den es feil ist, um den es jeder Beutel haben kann, um den Leben und Tod der Willkühr des Käufers anheim fällt; tausend Martern sollen ihnen die Vernichtung so werth machen, daß sie auch vor dem tröstenden Glauben der Unsterblichkeit schaudern, daß sie auch für jene Welt keine Hoffnung haben, als, ihre Henker, die Weißen wieder zu finden. — Was empört dich, gefühlvolle Seele, die du zurückbebst? Warum ist dir, als nahe das Ende der Welt, und als kehrten die Geister und die schöne Natur in das formlose Chaos zurück? — Du siehst Menschen Menschen schän-

den, ihre Brüder, und eben dadurch sich selbst schänden; du siehst Wesen, die die erhabensten der Schöpfung seyn sollten, andre, und noch mehr, sich selbst unter die Thiere erniedrigen; du fühlst die Würde deines Geschlechts, und sie wird mit Füßen getreten; kein Wunder, wenn in diesen herzzerreißenden Augenblicken alle Hoffnung, aller Glaube, alle Zuversicht in deiner Seele wankt; — aber du liegst nicht unter; die Menschheit kann nur für kurze Zwischenräume herabgewürdigt werden; sie erhebt sich siegreich, wenn auch nach Jahrhunderten erst; das Gefühl deiner Größe und deines Adels bürgt dir für die sittliche Ordnung im Universum, und für die unbestechliche Wage der ewigen Gerechtigkeit. Der Neger soll nicht bluten und im Angstschweiße triefen, damit Nichtswürdige mit Zucker wuchern; er ist M e n s c h: seine Drangsale werden sich in Zufriedenheit verwandeln, und die volle Peinigung der Schaam und Selbstverachtung wird auf seine Tyrannen zurück fallen. Diese Unmenschen selbst werden einst den Augenblick ihrer Gräuelthat verwünschen, und, geläutert durch Reue und Gewissensquaalen, in den Kreis der Sittlichkeit zurücktreten. — Und was ist unser einziger fester Trost, wenn unver-

schuldet die Stürme des Schicksals über uns zusammen schlagen, und alle Elemente der Erde gegen uns verschworen scheinen? Nichts kann uns aufrecht halten, als Bewußtseyn der Erhabenheit unsrer Natur und unsers Daseyns: auf ihr ruhen alle Hoffnungen und Aussichten, die wir für die Zuknnft fassen können. —

Und dieses Gefühl der Würde der Menschheit gewinnt immer mehr an Kraft, je tiefer wir in dasselbe eindringen. Andre wenn auch noch so süße Empfindungen verlieren, indem wir sie und ihre Gründe näher betrachten; manche lösen sich ganz in Dunst auf: jenes steigt in dem Verhältnisse, in welchem wir es durch unsre Denkkraft beleuchten; es stammt von der Vernunft her, und fürchtet die Sonne nicht, denn es ist ein Kind der Sonne.

Das Oberste und Heiligste im Menschen ist sein Streben. Und wonach strebt er, wenn er als wahrer, reiner und ganzer Mensch strebt? Welches ist der Zielpunkt, in welchem alle seine gerechten und nothwendigen Wünsche zusammen treffen? Ihn befriedigt nicht die Dauer und das Wohlseyn des jetzigen Lebens, nicht das Glück und der Grad der Vollkom-

menheit seines Zeitalters; ihn befriedigen nicht einmal die Fortschritte wenn auch noch so vieler folgenden Jahrhunderte; sein Interesse verbreitet sich über die ganze Unendlichkeit; er fordert eine allgemeine, ewige sittliche Ordnung im Universum. Gerechtigkeit und Weisheit sollen herrschen; jede Kraft, die unendlicher Vervollkommnung fähig ist, soll unendlich vervollkommnet werden, das Reich der vernünftigen Geister in grenzenlosen Fortschritten immer höher und höher steigen; sittliche Güte und beseligender Seelenfriede der guten Wesen sollen sich immer mehr und mehr verbreiten, während zugleich der Unwerth böser Handlungen von seinen rechtmäßigen Folgen begleitet wird. Der Mensch dringt also durch seine Vernunft zu dem Endzwecke des Weltalls hin; er trägt ihn, eingeprägt durch die Natur, ursprünglich in sich, ist Aufbewahrer des Allerheiligsten, welches ein Geist denken kann, und befaßt in den Schranken seiner Endlichkeit die Idee des Unendlichen, den einzig möglichen Plan für die Welt eines unbeschränkt guten und mächtigen Gottes.

Der Mensch kann die Ausführung dieses Endzweckes nicht blos von dem höchsten Wesen

erwarten, ohne sich selbst zur Theilnahme daran verbindlich zu fühlen. Sein Beruf geht, wie jener Endzweck, in die Unendlichkeit; auch durch ihn soll der Plan der Welt erreicht werden; seine Wirkungen sollen sich mit den Wirkungen aller vernünftigen Geister für denselben vereinigen. Wenn er sich dieß je verläugnen wollte, so müßte er den edelsten Theil seines Wesens, sein heiligstes Interesse, ja er müßte sich selbst für zwecklos und nichtig erklären. Sein ganzes Seyn ist entweder nichts, oder es ist Wirkung für die Ewigkeit.

Wäre diese Ueberzeugung blos eine erträumte, schmeichlerische Selbsterhebung des Menschen; wäre sie nichts, als das Werk einer schwärmenden Vernunft, die sich in gedichteten Idealen gefällt, so würde sie nicht in jedem unverdorbenen Menschen aus einer wohlgeleiteten Bildung hervorgehen, würde nie ein so mächtiges Interesse gewinnen, nie so feste und tiefe Wurzeln in uns schlagen können. Allein eine einstimmige Erfahrung lehrt, daß, je gebildeter und veredelter ein Mensch ist, es ihm um so weniger möglich sey, sein Interesse und seine Entwürfe auf den Raum des gegenwärtigen Lebens einzuschränken, daß vielmehr

sein innigster Wunsch dahin gehe, auch für die Zukunft, für die Vervollkommnung und das Glück der Nachwelt zu wirken. Und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß jene Wenigen, die sich zu dem höchsten Grade der für Menschen möglichen wahren Kultur erheben, so wenig einen Grenzpunkt dieses Verlangens kennen, daß sie vielmehr ihre thätige Theilnahme an den Angelegenheiten des Universums ohne Ende fortsetzen, und immer weiter ausbreiten wollen. Es ist für den weisen und edlen Menschen schrecklich und unerträglich, sich gestehen zu sollen: Es wird eine Zeit seyn, wo du aus der Sphäre des Daseyns getilgt bist; du wirst von deiner Gattung und von dem ganzen Reiche der Geister scheiden müssen; die Schicksale der Menschheit und der ganzen Welt werden sich ins Unendliche fortwinden, du wirst nichts davon wissen; wenn deine Augen brechen, bricht auf ewig deine Gemeinschaft mit den Lebenden, und jedes Band ist vernichtet, welches Vernunft und Hoffnung mit der Zukunft knüpften.

Der weise und gute Mensch allein ist der wahre Mensch. — Großes bewundernswürdiges Wesen, welches Gegenwart und Zukunft

nicht trennen kann, dessen Blick unaufhaltsam in die Unendlichkeit geht, dessen Theilnahme für das Glück der Welt nie erlischt, welches nicht zu sich sagen kann, ich bin, ohne zugleich zu sagen, ich muß unsterblich seyn!

Der Gedanke der Unsterblichkeit und einer ewigen Wirksamkeit für Welt und Menschheit ist erhaben, aber für die Kräfte des Menschen nicht zu groß, wenn man sie in der Fülle ihres Vermögens und nach ihrem ganzen Umfange betrachtet. Alle streben nach dem Unendlichen, und für keine unter ihnen läßt sich ein Grenzpunkt denken, über welchen hinaus sie keiner weitern Kultur und Erhöhung fähig wäre. Wer ermißt das göttliche, unbegreifliche Vermögen der sittlichen Freyheit und Tugendkraft? ist nicht alle Güte des besten Herzens ein unbegrenztes Streben nach dem Bessern, und führt nicht jede Stufe der Veredlung zu einer noch höheren? kann ein guter Wille je zu viel wirken? gehört nicht wesentlich zu ihm die Sehnsucht nach Erweiterung seines Wirkungskreises? Ist je ein Tugendhafter so stark, daß er nicht noch stärker werden könnte? Wer setzt unserm Erkenntnißvermögen sein Ziel? Ist je ein menschlicher Sinn an den Schran-

ken gewesen, wo er nichts mehr hätte fassen können? Hat je ein Auge so viel gesehen, daß es nicht mehr hätte sehen können? Ja das Organ kann zerstört werden, die verlöschende Lebenskraft dem Spiele des Sinnes Stillstand für diese Welt gebieten: ist darum die innre Sehkraft erschöpft? Und können nicht wenigstens die edlern Sinnen grenzenlos verfeinert werden? können nicht die Flügel des Lichts unsre Blicke weiter und weiter führen? kann unsre Anschauung nicht unendlich an Feinheit, Schärfe und Umfang gewinnen, unser Gehör nicht in entlegnere Fernen dringen, ein zartes Gefühl für Harmonieen der Töne bekommen, wovon wir jetzt vielleicht bey den schönsten Werken großer Meister nur eine schwache Ahndung haben? Wer berechnet die Bildungskraft unsrer Phantasie, dieses wundervollen Vermögens, dem jede neue Erscheinung der Welt Stoff zu neuen Schöpfungen ist? Welche große Kräfte sind Verstand und Vernunft, gleichsam die Lichter der Seele, durch welche wir die Umrisse der Wahrheit in voller Klarheit vor uns sehen! Zwar haben sie Grenzen, und werden ewig Grenzen haben; allein welcher steigenden Vervollkommnung sind sie nicht innerhalb dieser Grenzen fähig! Kann

der Reichthum unsrer Erkenntnisse je zu groß seyn? ist er nicht unaufhörlich der Erweiterung, Läuterung und Berichtigung fähig? Und unsre Gefühle, können sie nicht ewig an Würde und Zartheit gewinnen? nicht immer in größere Harmonie mit dem Guten und Wahren treten? —

Ja, es ist in dem erhabenen Menschen keine Kraft, die nicht unendlich wachsen könnte. Und dieser Gedanke ist für ihn um so interessanter, da seine Gattung offenbar zu einer immer steigenden Vervollkommnung bestimmt ist. Die Gattungen der vernunftlosen Thiere bleiben sich gleich: die Pferde unsrer Zeit sind nicht trefflicher, als die Pferde der Vorwelt; die Hunde haben nicht an Klugheit und Treue gewonnen, und weder Affen noch Elephanten sind dem Menschen näher gerückt, mit dem sie von Natur so manche Aehnlichkeit haben. Die Menschheit ist nicht in solche Grenzen geschlossen: es giebt für sie keine Vollendung, über die sie sich nicht noch erheben könnte, keine letzten Grade der für sie möglichen Kultur in Hinsicht der Erkenntnisse so wohl, als der Moralität. Ihr Charakter besteht in der Fähigkeit eines nie endenden Wachsthums, einer immer

steigenden Vervollkommnung. Versetze dich im Geiste über entfernte Jahrhunderte hinaus, denke die Riesenschritte der Kultur, und deine Phantasie findet keinen Endpunkt, wo ein Stillstand der großen und edeln Kräfte der Menschheit eintreten müßte. In keinem Zeitalter wird man sagen können: „jetzt leben die besten, die aufgeklärtesten, die einsichtsvollsten Menschen;" nie ist die Menschheit alles, was sie seyn kann. Der Geist, welcher unter unserer Gattung herrscht, kann unaufhörlich an Adel, Reinheit, Stärke und ausgebreiteter Wirksamkeit gewinnen; die Masse von Kenntnissen, der Grad des Lichtes, welcher dem Ganzen gemeinschaftlich ist, kann immer noch erhöht, und zu einem größern Umfange der wohlthätigsten Einflüsse für Glück und Vervollkommnung erweitert werden. Ja ich erkühne mich zu hoffen, daß die Zukunft Fortschritte der Menschheit herbey führt, von denen die Besten unsrer Zeitgenossen nur eine schwache Ahndung besitzen, und welche für die große Menge unsrer Brüder, wenn sie sie denken könnten, nur ein Gegenstand des Spottes seyn würden.

O gewiß, es sind die seligsten Stunden

des weisen und guten Menschen, wenn seine Phantasie in der Stille der Einsamkeit schönern Jahrhunderten entgegen eilt: er söhnt sich mit seinem Zeitalter aus, wenn er bemerkt, daß die Kräfte der Menschheit jetzt mehr als je thätig sind, die Blüthe der Jugend und die männliche Reife unsrer Gattung herbey zu führen; wenn er selbst den hohen Beruf in sich fühlt, für diese Bestimmung feurig mitzuwirken, und er im Geiste die schönern Tage der Zukunft auch über Früchten und Denkmälern seines Enthusiasm glänzen sieht. Ohne diese trostvolle und stärkende Aussicht würde er traurig und muthlos, wie vor der Täuschung eines süßen Traumes, zur Gegenwart zurückkehren; der Blick auf eine Welt würde ihn verzweifeln machen, wo noch so wenige ihre erhabensten Kräfte fühlen, wo ihn von allen Seiten Scenen umgeben, welche alle Zuversicht auf die Menschheit in ihm niederdrücken würden, wenn er nicht vom Gefühle ihrer Würde so tief und so stark durchdrungen wäre. Nein, er ehrt die Menschheit auch unter dem Drucke der Fesseln, die sie von ihren großen Zwecken entfernen; er sieht sie schon sich ermannen, ihre Lasten abwerfen, und im Gefühle ihrer Macht und Hoheit eine Ge-

stalt gewinnen, die ihrer würdiger ist. Jetzt noch erliegt der Geist der Menschheit unter der Sklaverey, den Bedürfnissen, den Lastern und der Unwissenheit der Einzelnen: diese Hindernisse werden verschwinden; erniedrigende Schranken werden nicht mehr diese verhaßten Trennungen gründen, welche alle nähere Verbrüderung unter Wesen unmöglich machen, die von gleich erhabener Abkunft und durch gleiche Würde ihrer Natur verwandt sind, Wesen, die nur durch die ausgebreiteteste Gemeinschaft und Wechselwirkung unter einander ihre wahre Bildung erlangen können; drückende Nothdurft wird nicht mehr in einer Welt die edelsten Kräfte tödten, in welcher die unermeßlich reiche Natur so wohlthätig für alle Geschöpfe gesorgt hat; Millionen Menschen werden nicht mehr bedauernswürdige Opfer der Dummheit und Barbarey bleiben müssen, um nicht zu verhungern oder zu verdursten; kein Mensch wird dem Laster fröhnen müssen, um Speise und Trank zu haben. Nicht Aberglaube und Unduldsamkeit, nicht Nationalvorurtheile nicht selbstsüchtiger nur auf seinen Privatvortheil lauernder Handelsgeist, nicht menschenverachtender Despotism unter der Maske der Politik, nicht Eifersucht der Völker, die nur eine Geburt ihrer Schwäche und Ver-

wilderung ist, sie alle werden nicht mehr den freyen Gang der allgemeinen Bildung aufhalten, auf gegenseitige Unterdrückung hinwirken, und die edelste von allen Gattungen der Wesen der Erde zur Niedrigkeit eines herrschenden Egoism herabwürdigen. Nein, diese Gifte der Menschheit werden einst nicht mehr seyn; sie wirken selbst zu ihrer Vernichtung, und zehren sich allmählig auf. Es naht eine Zeit, wo jener weltbürgerliche Geist, der bisher für die Meisten nur ein schwärmerisches Bild der Phantasie war, seine Herrschaft in den Herzen der Menschen, die ihm ganz gewidmet seyn sollen, behaupten, wo jeder aus freyer menschenliebender Gesinnung sein eignes Bestes mit dem Gemeinbesten des großen Ganzen vereinigen, wo jeder nicht blos nothgedrungen für sein gegenwärtiges Bedürfniß, sondern auch für Zukunft und Nachwelt selbst unter großen Aufopferungen wirken wird. Die wahre Aufklärung wird dann nicht mehr das Eigenthum einiger wenigen Nationen seyn; die Auswahl der nothwendigen zu einer ächtmenschlichen Kultur erforderlichen Einsichten und Kenntnisse wird nach und nach in alle Theile der bewohnten Erde übergehen; der früher gebildete Eu-

ropäer wird das Licht der Vernunft mit den wildesten Stämmen Amerika's theilen, und die Frage: ob die Schwarzen von den Küsten Afrika's vielleicht nur verlarvte Bestien, nur Gestalten von Menschen sind, (eine Frage, die jetzt noch Weltweise aufwerfen,) wird nicht mehr möglich seyn. Hat unsre Gattung sich einmal zu diesem Grade von Moralität und Geistesvollkommenheit erhoben, so besitzt sie dadurch um so mehr Kraft zu höhern Fortschritten; sie kann nicht in Verwilderung und Sittenlosigkeit zurückfallen. Alle bisherige Revolutionen, wo wir die Menschheit in Hinsicht der Tugend und Aufklärung sinken sahen, waren nur Schicksale einzelner Nationen, größtentheils durch andre Einzelne bewirkt: sie sind nicht mehr möglich, so bald unsre g a n z e Gattung jene allgemeine Kultur besitzt, die ihre männliche Reife ausmacht, eine Kultur, welche alle Völker unter der Herrschaft des guten Willens und des Lichtes der Vernunft zu e i n e m Staate vereinigt. Alle Menschen sind dann wie e i n Mensch zu betrachten, dessen sämmtliche Glieder mit harmonischem Eifer für seine Erhaltung und sein wahres Wohl zusammen wirken.

Die Menschheit hat kein Alter; sie ist zu ewiger Männlichkeit bestimmt: diese Männlichkeit aber besteht darin, daß die Kultur, welche über ihr Ganzes verbreitet ist, die immersteigende Entwickelung und Veredlung aller ihrer Kräfte und die fortschreitende Beglückseligung aller Glieder, die zu ihr gehören, vermittelt. Dann erst, wenn man des Zwangs des Rechts nicht mehr bedürfen wird, um Vertrauen des Menschen zu den Menschen zu bewirken, und die gesellschaftlichen Tugenden zu sichern; wenn kein Zweck mehr möglich ist, der nur durch Blutvergießen und Verwüstung der Länder erreicht werden könnte; wenn überall der Geist des Friedens, des Wohlthuns und der thätigen Theilnahme an der guten Sache der Menschheit herrscht; wenn edle Gesinnung und unverfälschte Bruderliebe nicht mehr unter die seltnen Erscheinungen gehören, sondern allgemein als die einzig natürliche Regel und Weise unsers Lebens angesehen werden; wenn jeder das Maaß der ihm verliehenen Kräfte als eine Schuld an Mitwelt und Nachwelt betrachtet, und seinen Handlungen nur in dem Maaße wahren Werth zueignet, als er zugleich für diese handelte; dann ist der Mensch

Mann, und nun müßte sich die ganze Natur gegen ihn empören, wenn er in den Zustand der Kindheit, oder doch der wankelmüthigen leicht zu verführenden Jünglingschaft zurücksinken sollte.

Nur derjenige kann an der Blüthe der Menschheit verzweifeln, der die großen Keime nie ermessen hat, welche in ihr liegen, und die Ursachen nicht näher betrachtet, welche bisher den Gang ihrer Entwickelung aufhielten. Viel vermag der Mensch im Einzelnen, unendlich mehr noch in Gemeinschaft. Ein Einziger kann sich über sein Zeitalter erheben: wie viel mehr wird er wirken, wenn er von allen Seiten unterstützt wird, und seine Mitmenschen von einem Geiste mit ihm beseelt sieht! Die Ursachen, welche jetzt noch die Kräfte des Menschen lähmen, und seiner Veredlung entgegen wirken, müssen sich endlich selbst aufreiben. Die Natur strebt von allen Seiten darauf hin, ihm den Weg zur Vollendung zu erleichtern. Tyranney, Sklavengeist, Krieg, Luxus, Aberglaube, Fanatism, sie alle müssen sich früher oder später selbst vernichten, und warum sollte der gute Geist nicht endlich sie-

gen, da der Mensch in ihm allein seine volle Würde empfindet, und seine schrecklichsten Feinde den Keim ihres Todes in ihnen selbst tragen.

Der Mensch würde sein Wesen und Daseyn nicht so unbedingt und innigst achten, seine Blicke in ihn selbst würden ihn nicht mit so immer neuer und steigender Bewunderung erfüllen, wenn er nicht seine Gattung als fähig und bestimmt für grenzenlose Vervollkommnung dächte. Wenn er sich vorstellte, es werde je eine Zeit eintreten, wo Menschen nichts mehr zur Erhöhung und Veredlung der Menschheit wirken können, wo alle Grade erschöpft wären, um welche die Kultur der Geister und der Herzen gesteigert werden könnte, so würde ihm auch der Zeitraum seines Lebens gleichgültig werden, dessen wahre Hoheit darin besteht, daß er nach dem Unerreichbaren strebt, und daß die Unendlichkeit nur der verhältnißmäßige Raum für seine Bestrebungen ist. Dieß, und dieß allein verbirgt ihm seine Unsterblichkeit: könnte er denken, daß jemals alle vereinigte Menschen durch ihre Kräfte nichts mehr zur Vervollkommnung der Menschen wirken könn-

ten, so würde auch ihm dadurch alle Grundlage für höhere Hoffnung und höheren Glauben entrissen. Kann die Menschheit jemals stille stehen, so kann sie es auch jetzt; kann sich ihr Ganzes nicht fortbilden, so hat auch die moralische Veredlung der Einzelnen Grenzen; hat die Veredlung irgend eines einzelnen endlichen Wesens Grenzen, so kann entweder ein einzelnes endliches Wesen vollkommen gut seyn, oder es ist aller Moralität unfähig: kein einzelnes Wesen kann vollkommen gut seyn, die Menschen sind aber moralische endliche Wesen. So hängt also die Gewißheit einer unendlichen Vervollkommnungsfähigkeit der Gattung mit den Hoffnungen und gerechten Ansprüchen der Einzelnen zusammen. Ich selbst, sagt der Einzelne, strebe ewig nach dem Bessern, und meine Vollendung besteht in der Unbegrenztheit meines Strebens darnach. Alle meine Mitwesen sollen mir in diesem Streben gleichen; sie können es, und können es, wie ich, befriedigen. Es ist also kein Zeitpunkt gedenkbar, wo die Vollendung der Menschheit im Ganzen für immer Stillstand machen müßte. Freylich haben die Kräfte des Menschen, wie die eines jeden endlichen Wesens, Gren-

zen; allein innerhalb derselben können und sollen sie ins Unendliche fortsteigen und sich ausbilden. Menschliche Tugend wird also immer menschliche Tugend bleiben; allein sie wird im Fortgange der Zeitalter einen immer reinern und edlern Geist, festere Stärke und ausgebreitetere Wirkungen für das Ganze haben. Menschliche Weisheit wird die Schranken der Menschheit nie überfliegen, nie ein menschlicher Verstand das Ganze der Sittenwelt und der Naturwelt befassen, nie eine menschliche Vernunft, auch mit den kühnsten und angestrengtesten Blicken, in die Tiefe der Gottheit und die Geheimnisse des Geisterreichs eindringen: allein die menschliche Weisheit muß durch die fortschreitenden Versuche denkender Köpfe, durch die Vereinigung der köstlichsten Entdeckungen aller Zeitalter, durch Anwendung aller Wahrheiten auf Sittlichkeit, Leben und Wohlstand immer gründlicher, reiner, ausgebreiteter, fruchtbarer und beseligender für die Menschheit werden; beunruhigende Zweifel müssen allmählig ganz entkräftet werden; unnütze Spielereyen eines falschen Tiefsinns und vermessene thörichte Anmaßungen der Schwärmerey ihren blendenden Schimmer verlieren,

und in Hinsicht der nothwendigsten trostvollsten Wahrheiten eine allgemeine Harmonie herrschen; die Scheidewand muß ganz verschwinden, welche gegenwärtig eine so unwürdige und verderbliche Trennung von Geist und Herz verursacht; Geist und Herz müssen ihre Güter und Vorzüge zu einem Reichthume vereinigen; es muß nichts mehr wahr seyn, was nicht auch gut wäre, und nichts gut, was nicht auch wahr wäre. —

Wie muß sich der Mensch gehoben fühlen, wenn er sich als Mitglied dieser Gattung denkt! Wie verliert sich sein Blick im Unendlichen, wenn er bedenkt, daß die erste Dämmerung seines Daseyns ihm solche Aussichten eröffnet, daß sein erstes Leben im Universum ein Menschenleben ist! Wie feurig muß sein Herz von Enthusiasm für die Menschheit glühen, und jedes niedere Interesse vor dem heiligen Gedanken seiner großen Bestimmung verstummen!

Allein, unterbricht ihn nicht in der Mitte aller jener Gesinnungen und Gefühle der Gedanke des Todes, des allgemeinen Schicksals

aller Bewohner dieser Erde? Vernichtet nicht sein Schreckenbild alle Aussichten, Entwürfe und Hoffnungen, zu denen ihn das Bewußtseyn der Würde der Menschheit zu berechtigen schien? Der Mensch verschwindet auf der Erde, und noch kein Todter ist zurückgekehrt, um uns Kunde von seiner Fortdauer zu geben. „Wo sollen sie auch seyn," könnte man fragen: „sie, die vor unsern Augen in ihre Grundtheile zurückgiengen, und in Staub aufgelöst wurden, sie, deren Asche im Stein-, im Pflanzen-, im Thierreiche andre Formen angenommen? Wo der Wohnplatz für die zahllosen Millionen vorgeblich Unsterblicher, welche waren und seyn werden? Würde nicht, wenn auch die ganze unermeßliche Menge von Sternensystemen Wohnplätze vernünftiger Wesen wären, der Raum für die Lebenden fehlen, wenn die Todten dauerten? — Oder ist das Weltall so unendlich, daß es nur die Furcht eines Thoren seyn könnte, es möchte nicht alles fassen, was aus der nie versiegenden Quelle des Lebens hervor geht, um ewig zu leben? Sind seine Theile in so offenbarer Verbindung mit unserm Planeten, daß nur Kinder daran zweifeln möchten, daß es Uebergang von dieser

Erde in andre Welten gebe?" — Ja gewiß, eine solche Furcht kann das Gefühl unsrer Hoheit nicht niederschlagen. Wer hat je die Grenzen des Weltalls ermessen, wer den letzten Sternenkreis und seine Sonne entdeckt? wer ist in das letztre Innre irgend einer Kraft gedrungen? wer hat den Weg vom Sichtbaren zu dem Unsichtbaren gefunden? Und — da das Unsichtbare unbezweifelt ist, und alles Sichtbare aus ihm hervorgeht; — welche Vernunft kann die Art seines Seyns, seiner Wirkungen, seiner Veränderungen und des Wechsels seiner Zustände bestimmen? Verschwindet nicht Raum und jede daraus gebildete Vorstellung, so bald wir das Unsichtbare denken? Wer verzeichnet die Punkte, welche die Grundkraft unsers Lebens durchgehen mußte, um unsre Erzeugung im Leibe unsrer Mutter möglich zu machen? Wer führt die Rechnung über meine Blicke zu den entferntesten Sternen? wer hat den Maaßstab für meine Blicke in mich selbst, und für mein durch mein ganzes Wesen hin verbreitetes Gefühl? Unfehlbar stehe ich, (der ich mich in keinem Punkte des Raumes finde,) in einem, wenn auch immer unbegreiflichen Zusammenhange mit den Gestirnen über

mir, und der ganzen materiellen Zusammensetzung, die mich als Organisation meines Körpers umgiebt; und dieselbe Beziehung tritt in Hinsicht jedes andern der unzähligen Menschen ein, die denselben Planeten bewohnen. Und mir sollte der Uebergang vernünftiger endlicher Wesen, wie ich bin, auch in die entferntesten Theile der Welt, unmöglich scheinen, da ich überall Gemeinschaft, nirgends Trennung, Gemeinschaft auf die wundervollste Weise finde? — Alles, was Meßkunde und Philosophie, jene in ihren tiefesten Berechnungen, diese in ihren bündigsten Folgerungen, über das Weltganze entdeckten, spricht für den nahen Zusammenhang unsrer Erde zunächst mit dem ganzen Sonnensysteme, und vermittelst dieser Verbindung, mit allen übrigen Systemen, die gar nicht außer Gemeinschaft mit jenen seyn können. Und ich, in jeder Rücksicht das erste Wesen der Erde, sollte verzweifeln, einen Platz in einem andern Theile der Welt zu finden, wenn der Tod meine Verbindung mit diesem zerreißt? Nein, meine Augen müßten für alle Wahrheit verblendet seyn, wenn mir die Möglichkeit davon so ganz unbegreiflich schiene. Ich finde unendliche Schwierigkeit, mir vorzustellen,

wie ich, da ich nun einmal da bin, aus der Welt ganz verdrängt werden könnte; aber daß ich fortdaure, ist mir um keinen Grad wunderbarer, als daß ich bin. —

Der Gedanke des Todes also, so fürchterlich auch seine Außenseite ist, kann uns den Glauben an die Hoheit unsrer Natur, und die Zuversicht auf die Würde der Menschheit nicht entreißen. Es ist möglich, daß er nur Uebergang in ein höheres Leben ist, und Laufbahnen in verschiedenen Welten verbindet.

Allein, je inniger der Mensch vom Gefühle seiner Würde durchdrungen seyn muß, um so weniger kann er sich in Hinsicht seiner Bestimmung mit bloßen Möglichkeiten befriedigen: unauslöschlich herrscht in ihm der Durst nach Gewißheit über das, was er seyn wird, und die Harmonie der Welt außer ihm mit den Idealen und Forderungen seiner Vernunft. Soll er sein Wesen und sein Daseyn fortdauernd so unbedingt achten, wie er es muß, wenn er sein Bewußtseyn nicht verläugnet, so muß auch der erhabene Gegenstand wirklich werden, auf den alle seine ed-

lern Kräfte sich beziehen und auf ihn hinstreben; die moralische Ordnung im Universum, deren immer fortschreitende Beförderung er für seinen höchsten und schönsten Beruf hält; muß nicht blos ein eingebildeter Zweck seiner Vernunft und Phantasie, die grenzenlose Ausbildung aller Kräfte der vernünftigen Geister nicht blos ein frommer Wunsch seyn; er muß mit der ganzen übrigen Menschheit, mit dem ganzen Systeme der moralischen Wesen die Unendlichkeit wirklich finden, an die ihn alle seine höhern Vermögen, und, wenn ich so sagen darf, alle Stimmen seines heiligeren Innern verweisen. —

Ich habe bisher den natürlichen Gang entwickelt, welchen der Mensch zum vollen Gefühle seiner Würde nimmt, wenn er — ohne alle Voraussetzung von Gott und Unsterblichkeit — seine Natur und sein Verhältniß zur übrigen Menschheit und der Welt betrachtet. Ich habe damit, schmeichle ich mir, den für Thoren, Schulsophisten und Bösewichter leeren, für den Weisen, Aufgeklärten und Tugendhaften unerschöpflichen Begriff der Achtung der Menschheit nach seinen

Hauptbestandtheilen zergliedert, und diese Zergliederung ist vielleicht auch für unsre Zeiten nicht ganz unwichtig. Faßt man alles zusammen, was in diesem Begriffe liegt, so wird man wohl begreifen, welchen erhabenen und festen Grund der unsterbliche, unübertreffbare Lehrer der Menschheit, Kant, der Sittenlehre zueignet, wenn er an die Spitze aller Pflichten des Menschen gegen sich, gegen die Wesen neben ihm, über ihm und unter ihm das Gesetz stellt: Ehre die Menschheit; handle deiner praktisch-vernünftigen Natur würdig. Wer von der wahren Würde der Menschheit durchdrungen ist, und diesem Gefühle durchaus gemäß handelt, kann nie unrecht, nie böse handeln.

Indessen wird jeder Fortschritt dieser Betrachtung den Leser zur Religion hingezogen haben: unvermerkt haben sich auch ausdrückliche Hinsichten auf ihre Wahrheiten eingeschlichen. — Eine sehr natürliche Erscheinung: Nur durch festen Glauben an Gott und Zukunft kann der Mensch der Würde der Menschheit vollkom-

men gewiß seyn; der Gottesläugner ist keiner Ueberzeugung von der Würde der Menschheit fähig. — Dieß sey der Gegenstand einer folgenden Betrachtung.

Ein Wesen, wie der Mensch, zieht die höchste Bewunderung jedes andern auf sich, welches nach Gesetzen der Vernunft denkt, wie es auch immer über die wichtigsten Lehren der Religion entscheide. Erwäge man die Heiligkeit des Endzweckes, auf welchen alle unsre höhern Kräfte hinstreben, die unbegrenzte Vervollkommnungsfähigkeit dieser Kräfte selbst, das Unermeßliche von unsern edelsten Entwürfen und Aussichten in die Zukunft, den unauslöschlichen Durst nach Unendlichkeit und Ewigkeit, und das rastlose Sehnen des Herzens nach moralischer Ordnung im Weltall; so muß man sich gedrungen fühlen, die Menschheit zu achten, und ihr in der Reihe der erkennbaren Wesen den ersten Rang zuzugestehen. Wären auch die erhabensten Gedanken der Menschheit nur Ideale, die nie realisirt würden, so

könnte man dennoch dem Wesen seine Ehrfurcht nie versagen, welches sie schafft, oder doch in seinem Innern unterhält. Wenigstens müßte man gestehen, daß nie eine Denkkraft etwas Höheres denken, und nie ein Wille etwas Höheres wollen könne; daß ein Wesen, welches so dichtet, nur ein solches Wesen über sich haben könne, welches Allmacht besitzt, um seine Dichtungen zu verwirklichen.

Allein, Erstaunen und Ehrfurcht erregen, heißt noch nicht: Würde haben, und wenn der Mensch auch immer durch die Größe seiner Anlagen und den Umfang seiner Aussichten vor allen übrigen Wesen der thierischen Schöpfung ausgezeichnet ist, so sind wir dennoch deßhalb nicht gezwungen, den Geist, der ihn beseelt, unbedingt und über alles zu achten. Die Menschheit hat, wie ich in der vorhergehenden Betrachtung gezeigt habe, nur in so fern Würde, als Vernunft in uns herrscht, und wir uns nicht anders, denn als Wesen denken können, durch welche der höchste Zweck, den eine Welt als Werk der Heiligkeit und Weisheit haben kann, in das Unendliche fort erstrebt werden soll. Mit diesem Gesichtspunkte steht oder fällt die Würde der Mensch-

heit; ist er erträumt, und können wir der Ausführung eines Zweckes nicht gewiß werden, so bleibt zwar unsrer Gattung ihr Glanz vor allen Thierarten der Welt, denn sie übertrifft sie alle durch den Umfang und die Hoheit ihrer Kräfte; allein man kann nicht sagen, daß sie ihrer selbst wegen Werth habe; sie verliert sich in dem Gewimmel der Geschöpfe, ist Mittel für andre Wesen, wie diese für sie, Mittel für die Dauer und das Wohl der Schaafe, wie diese es für sie sind.

Würde der Menschheit drückt Freyheit, Bewußtseyn von Pflicht, Glauben an moralische Ordnung im Universum, und unüberwindliches Bestreben, auf sie hinzuwirken, aus. Die Menschheit wird in ihren Ansprüchen verächtlich, wenn der Plan der Vernunft nicht zugleich der Plan der Welt ist; und wenn Gott und Unsterblichkeit nur Schimären sind, so giebt es kein widersinnigeres, innerlich widersprechenderes Wesen, als es der Mensch ist. Oder wie anders soll man von einem Wesen urtheilen, welches durch seine Natur auf einen Endzweck gerichtet ist, der nur in seiner Idee eine gedichtete Realität hat; welches durch seine Vernunft gezwungen ist, Welt und Mensch-

heit aus einem Gesichtspunkte zu betrachten, welcher ihm über alles erhaben scheint, und welcher doch verkehrt ist; ein Wesen, welches sich unausbleiblich belügen muß, so bald es seinem höchsten und edelsten Vergnügen folgt; ja ein Wesen, welches sein Selbst und sein eigentlichstes Seyn nicht zu denken fähig ist, ohne sich zu belügen?

Wie uneingeschränkt wahr dieses sey, würde gewiß allgemein einleuchten, wenn nicht unter den meisten Menschen so dunkle, unreine und unvollständige Begriffe von der Natur der Sittlichkeit herrschten. Nur derjenige kann die Gedanken der Unwahrheit der wesentlichen Lehren der Religion und den Glauben an Würde der Menschheit vereinigen, der Gesetz und Pflicht nie anders als oberflächlich gedacht hat, und in den tiefen Sinn der Vorstellung der moralischen Ordnung in ihrer Heiligkeit und Nothwendigkeit nie eindrang. Er bemerkt die Verbindung nicht, in welcher das Bewußtseyn seiner selbst als eines Wesens von Pflicht und Recht mit der Forderung einer allgemeinen moralischen Ordnung im Weltall, diese hinwiederum mit der Forderung unend-

licher Dauer für die sittlichen Wesen, einer Weltregierung und Vorsehung nach Gesetzen der Heiligkeit und Weisheit steht, und wie alle diese Forderungen nothwendig zu dem Gedanken der Gottheit hinführen müssen. Wenigstens sieht er nicht ein, daß ihr Zusammenhang so innig ist, daß man für alles enscheiden oder auf alles Verzicht leisten muß. Wer für Nichtseyn Gottes und Vernichtung der Seelen entscheidet, muß sich auch, wenn er sich nicht widersprechen will, gegen die Wahrheit und verbindende Kraft der Pflicht entscheiden. Da aber dieses schlechterdings unmöglich ist, so kann es keinen Menschen geben, welcher vollen und reinen Glauben an Sittlichkeit mit Atheismus verbände. Finden sich irgend solche Gottesläugner, so fordre man nur von ihnen ausführliche und scharfe Rechenschaft über ihre Begriffe von Gesetz und Pflicht: man muß unausbleiblich finden, daß diese Begriffe schwankend und lückenhaft sind, und daß sich nur deßwegen das Widersprechende ihren Blicken verbirgt, welches in der Vereinigung eines festen Glaubens an Pflicht und Würde des Guten und eines entschiedenen Unglaubens liegt.

Ich habe mich in meinen Briefen über den Atheismus an das Problem gewagt, ein Charaktergemälde eines solchen Gottesläugners und eine Zergliederung und Prüfung seines Systems und seiner Gesinnung aufzustellen. Unstreitig erscheint dieser Gottesläugner von dem reinsten moralischen Enthusiasm beseelt, glaubt aber in der Begeisterung dieses Gefühles alle Religionslehren als leidige Behelfe schwacher und zur Selbstständigkeit im Guten noch nicht gereifter Menschen ausschlagen zu müssen. Im Grunde ist er nicht so wohl Religionsläugner, als vielmehr Religionsverächter. Der Glaube an Unsterblichkeit und Gottheit scheint ihm ein Beweis der moralischen Unmündigkeit eines Menschen; Verachtung der Religion aus tiefer Achtung für das Gute sein selbst wegen ist ihm der Grenzpunkt wahrer Größe, welche Menschen erringen können.

Die Wirkung, welche ein solcher Charakter auf das Herz der meisten edleren Menschen macht, erfolgt aus denselben Gründen, von denen sein System abhängt. Denn wenn so Viele ihm eine unübertreffbare Erhabenheit der Gesinnung zueignen, so geschieht es nur, weil

sie diese Gesinnung und die ganze Verbindung von Grundsätzen, auf welcher sie beruht, nicht scharf genug beleuchten, um das Blendende verschwinden zu lassen, welches ein Selbstbetrug aus so guter Quelle mit sich führt. Dieß wird ihnen aber gewiß um so leichter gelingen, wenn sie Kants Sitten- und Religionslehre mit Gründlichkeit durchdacht haben. Ein ungenannter im höchsten Grade würdiger Gegner jener von mir herausgegebenen Briefe sagt *): „In der That, dieser rein moralische Atheismus, der durch seine Gründe, worauf er beruht, Achtung gebiethet, und durch die Erhabenheit und Stärke der Empfindungen, die er voraus setzt, sich fast unwiderstehlich des Herzens bemächtigt, möchte, wenn erst die kritische Philosophie völlig den Meister spielt, sich durch manche mißverstandene und übertriebene Behauptungen derselben in sehr vie-

*) Zweifel und Fragen den moralischen Glaubensgrund der kritischen Philosophie betreffend, im dritten Bande von Stäudlins Beyträgen zur Geschichte und Philosophie der Religion. (S. 66.)

len Köpfen und Herzen festsetzen, und ein ungleich furchtbarerer Gegner der Religion werden, als der abstrakt metaphysische und von dem gemeinen Vorstellungsart so weit entlegene Spinozismus u. s. w." Ich kann ihm hierin unmöglich beystimmen; die kantische Philosophie wird nie durch irgend eine ihrer wesentlichen Behauptungen die Verbreitung jenes Atheismus begünstigen; nur Mißbrauch von solchen könnte es bewirken; dieser aber muß immer seltner werden, je ausgebreiteteren Einfluß jene Philosophie gewinnt, in welcher übertriebene Behauptungen in keinem Theile möglich sind.

Ich glaube in den widerlegenden Briefen gezeigt zu haben, daß dieser Atheism nur dem Scheine nach aus dem Geiste der kritischen Philosophie hervor geht, der Wirklichkeit nach aber ihm widerspricht. Möge er sich immer mit noch so liebenswürdiger Wärme des Herzens vereinigen lassen, und durch eine gewisse Größe der Gesinnung glänzen; man darf ihn nur in der Verkettung aller seiner Glieder verfolgen, und sein Widersinniges springt vor Augen. Ich habe ihm in jener Darstellung seine inter-

essantesten und blendendesten Züge gegeben, diesen aber die einfache Wahrheit entgegen gesetzt; haben so viele Leser den Vortheil und das Uebergewicht auf der Seite des Atheisten zu finden geglaubt, so sind sie gewiß mehr von den Eindrücken der feurigen Diktion desselben irre geführt worden, als daß sie nach einer reifen Erwägung der Gründe geurtheilt hätten.

Da mich der Gegenstand dieser Betrachtungen auf diesen Punkt hinführt, so darf ich mich des Beyspiels jenes Atheisten hier bedienen, um durch seine Deklamationen selbst zu zeigen, daß der Atheism, auch über den edelsten Grund gebaut, den Glauben an die Würde der Menschheit vertilgt.

Ich genüge mir selbt, sagt jener Atheist, im Bewußtseyn meiner moralischen Natur und moralischen Würde: je vertrauter ich von dieser Seite mit mir selbst werde, um so weniger bin ich fähig, ein Bedürfniß der Unsterblichkeit zu fühlen, oder eine allgemeine moralische Ordnung im

ganzen Universum außer mir zu fordern, und, um die Möglichkeit davon denken zu können, einen Gott und eine Weltregierung voraus zu setzen. Eben darin fühle ich meine höchste Würde, daß ich, um gut zu handeln, um selbsteinig und ruhig zu seyn, keiner solchen Stütze bedarf.

Ist es, wie ich bereits im Vorigen gezeigt zu haben glaube, unmöglich, daß der Mensch sich im Bewußtseyn seiner moralischen Natur über alles achten, und als Endzweck der Schöpfung denken könne, ohne Zuversicht auf ewige Fortdauer und einen allgemeinen Plan der Heiligkeit, Gerechtigkeit, und Güte für das Weltall; so müssen sich die Lücken und Widersprüche im Ideengange eines solchen Verirrten so enthüllen lassen, daß keine Täuschung durch ihn möglich sey.

„Ich fand mich," sagt er, „in eine neue Welt versetzt, als ich die moralischen Schriften Kants zum ersten Male las, oder ich sahe mich vielmehr zum ersten Male in einer Welt recht um, in der ich längst gelebt hatte. Seine scharfe Sonderung aller eigen-

nützigen Rücksichten von den Prinzipien der Sittlichkeit war mir eben so wenig befremdend, als das Verhältniß, in welchem er die Glückseligkeit zur Sittlichkeit zeigt. Längst hatte ich diese Begriffe in meinem Herzen getragen; jetzt lernte ich mich nur in Hinsicht ihrer vollkommen selbst verstehen, und die hohe moralische Ordnung stellte sich meinem Blikke in einem lichtvollen deutlichen Risse dar. Allein, wie vertraut auch der Gedanke dieser moralischen Ordnung meinem Herzen wurde, so erzeugte er dennoch in mir keine Nothwendigkeit, zu einem Glauben an Gott und Unsterblichkeit überzugehen. Vielmehr gieng es mir mit der moralischen Welt ganz so, wie mit der Natur. Je einheimischer ich durch meine Erforschungen im Reiche der Naturkräfte wurde, um so mehr verschwand alles Bedürfniß eines Glaubens an das Uebersinnliche, und je mehr ich mich jetzt in dem Gedanken der sittlichen Ordnung vertiefte, um so mehr gewann mein Herz an jener Selbstgenügsamkeit, bey der es keine Stütze für jenen Gedanken suchte. Mir schien diese Ordnung so in sich beschlossen, daß die Vorstellung derselben mich immer nur auf sie selbst wieder zurückführte. Weit entfernt,

daß sie mir irgend eine andre Ueberzeugung aufgedrungen hätte, zog sie selbst aus eigner Kraft mein ganzes Gefühl von Wahrheit und Gewißheit an sich, und weder mein Geist noch mein Herz fühlten einen Mangel in diesem Kreise. Ich folge also mit treuem Sinne jenem großen Lehrer der Menschheit, so lange seine Erforschungen sich innerhalb des Gebieths des menschlichen Herzens halten. Wenn er aber aus diesem Kreise heraus tritt, und für die ewigen Wahrheiten des Herzens Stützen in der übersinnlichen Welt sucht, dann kann ich ihn nicht begleiten; mein Herz hält mich selbst zurück, und während er auf den Flügeln gewagter Ideen um Gottheit und Unendlichkeit schwebt, bleibe ich tief unter ihm stehen im Kreise der moralischen Ordnung, gottlos, aber hoffentlich doch edel."

Seine Gesinnung entwickelt sich in dem folgenden Briefe ausführlicher, und giebt damit das Ungereimte derselben zugleich um so mehr blos. „Wie achtsam," sagt er, „ich auch immer auf die Gebote der sittlichen Vernunft war, so habe ich doch nie gefunden, daß sie sich mit ihren Geboten auf einen durch

unsern Willen außer uns im Universum zu realisirenden Endzweck beziehe. Ich erkenne ihr Gesetz als gültig an, nicht als ob dadurch etwas zur regelmäßigen Leitung der Weltbegebenheiten außer mir beygetragen werden sollte; es gilt mir nur für die Richtschnur aller meiner ächt-menschlichen Gesinnung und Handlungsweise; in mir selbst, im Verhältnisse meiner Vernunft und meines Willens, da soll Gesetzmäßigkeit seyn, möge sie sich nun auch immer außer mir nicht überall, oder wohl gar nirgends finden. Und eben darauf beruht meine Würde, daß ich allein im Umkreise der ganzen Schöpfung mir diese Gesetzmäßigkeit, ihrer selbst wegen, zum Zwecke machen kann. Stünde ich in der Mitte chaotischer Massen, die keines Plans und keiner Ordnung empfänglich wären; wäre allein in mir Gesetz, und nur für mich Gesetz da, ich würde darum nicht den leisesten Zweifel gegen die Gültigkeit meines Gesetzes fassen, und ungestöhrt darauf hin arbeiten, in mir selbst harmonisch zu seyn." —

Der unverdächtige gute Wille, der in diesem ganzen Räsonnement herrscht, verdient unstreitig Achtung; es gehört eine seltene Seelenstärke dazu, einen solchen Standpunkt zu

fassen, und ihn auch zu behaupten. Allein, eben so wenig läßt sich verkennen, daß der Blick einer Vernunft, welche das Verhältniß der Religion und Moral so bestimmen kann, sehr beschränkt seyn muß. Mit fester Treue an Pflicht halten, an aller moralischen Ordnung im Universum verzweifeln, der Vernichtung der moralischen Wesen mit dem Ende dieses Lebens entgegen sehen, und bey diesen Ueberzeugungen keinen Mangel des Geistes und des Herzens fühlen — dieß verräth in der That einen nicht geringen Stumpfsinn in Hinsicht der Erkenntniß der moralischen Natur, ist, möchte ich sagen, eine mit Einfalt und Blindheit verbundene gute Gesinnung. Es ist Widersinn, Enthusiasm für Sittlichkeit zu hegen, und sich gleichmüthig, ja wohl gar mit der Einbildung von Seelengröße, in das Loos der Vernichtung zu ergeben. „Ich fühle Enthusiasm für Sittlichkeit,“ heißt: „ich nähre kraftvoll und feurig das Verlangen, vollkommen gut zu seyn; und wer mag vernünftiger Weise dieses Verlangen nähren, und nur auf ein irdisches Leben rechnen? Alle Urtheile über die Grade der Güte von Menschen beziehen sich auf die Idee vollendeter Güte, d. h. auf

denjenigen höchsten Grad von Kultur des Willens, nach welchem es dem moralischen Wesen, unerachtet seiner der Versündigung immer fähigen Freyheit, dennoch durch seine Gesinnung unmöglich ist, unsittlich zu handeln. Der beste Mensch ist jederzeit nur der wenigst schlechte, und aller Eifer für Moralität und Tugend muß erkalten, und sich in mißmüthige Verachtung auflösen, wenn man nur den höchsten Grad menschlicher Güte erreichen kann. Dieser hat nur Werth, wenn das Wesen noch über ihm von Grad zu Grad fortschreiten kann. Oder sagt nicht Jedem sein Bewußtseyn, er solle sich vollkommene Reinheit des Willens geben, und eine Festigkeit der guten Gesinnung gewinnen, die ihn über jede Schwäche erhebe? Kann ein moralisches Wesen sich als Pflichtgesetz das Gebot denken: du sollst nicht immer fehlen!? Wäre es nicht offenbarer Unsinn? Pflicht tragen, heißt also für jedes endliche Wesen, nie in seiner Besserung und Veredlung enden sollen; und wie kann sich ein Mensch die Gedanken der Pflicht in diesem Sinne, und der Vernichtung zusammen denken? — Und schon in dieser Hinsicht muß jedes endliche Wesen, welches sich zur Tugend verbunden

fühlt, fordern, daß moralische Ordnung im Universum herrsche; dieß heißt, daß Alles so eingerichtet sey, und erfolge, wie es die Vernunft für eine Welt fordert, in welcher die moralischen Wesen höchster Zweck sind, und in welcher demnach Alles den Gesetzen der Gerechtigkeit und der Güte gemäß seyn soll. Darin liegt zuvörderst die Nothwendigkeit der ewigen Fortdauer der moralischen Wesen; denn ohne diese wird der ganze Begriff moralischer Güte vernichtet, und das Gesetz derselben verliert allen Sinn. Der Atheist jener Briefe deräsonnirt in dieser Hinsicht offenbar, wenn er dem Menschen den Gedanken der Vernichtung als eine sehr willkommene Vorstellung aufdringen will, und den Grund des Schrecklichen des Todes nur in übertriebener Verfeinerung und Abweichung der Menschheit von der ursprünglichen Natureinfalt sucht. Der Gedanke ewiger Dauer ist ihm unerträglich. „Ich bin nicht entartet, sagt er: ein treues Kind der Natur, ergebe ich mich mit ruhigem Sinne in das unveränderliche Loos meiner Endlichkeit, verlange nur *ein* Leben, und so gewiß ich nur *eines* verlange, verlange ich auch einen Grenzpunkt, wo das unbegreifliche *Etwas* meines Wesens das *Nichts* wieder findet,

aus dem es zum Seyn übergieng. Ich will untergehen, so lautet das Postulat meiner Vernunft, untergehen nach dem Laufe und der Ordnung der Natur. Freylich klingt dieses Postulat nicht so erhaben, als eure Forderung der Unsterblichkeit; aber, wenn mich nicht Alles trügt, so ist es erhaben, und die freye Einwilligung in das Loos der Vernichtung ist das Maximum der Stärke einer menschlichen Seele. Ein solcher Geist würde uns überall begleiten, wenn wir im liebenswürdigen Zustande der einfachen Natur lebten. Da würden wir heiter nach dem Aufgange des Lebens rückwärts, und eben so heiter vorwärts nach dem Untergange des Lebens sehen; der Gedanke, bald nicht mehr zu seyn, würde uns eben so wenig beunruhigen, als der Gedanke, daß wir vor unserm Entstehen nicht waren." — Dieß ist die Sprache eines Menschen, der den Werth des Lebens nur nach dem Maaßstabe sinnlichen Genusses schätzt, der uns innerhalb seiner Grenzen werden kann, aber nichts weniger als der Ausdruck einer Seele, die von Enthusiasm für die Sache der Moralität glüht, und welche kein höheres Interesse, als das Interesse für das Gute kennt. Wie kann ein Wesen untergehen wol-

len, welches Tugendkraft in sich fühlt? wie kann ein Wesen, welches den sittlichen Werth des Daseyns tief und innig empfindet, jemals des Daseyns überdrüssig werden, wie sich nach einem Tode sehnen, der das Ende aller seiner moralischen Wirksamkeit wäre? Nein, es ist unmöglich, diese Widersprüche zu vereinigen. Ein so edles Wesen muß vor dem Gedanken der Vernichtung zurückschaudern, ja ihn gar nicht einmal denken können. Daß wir einst nicht waren, kann uns nicht beunruhigen, denn wir verlieren dadurch an unsrer Würde nicht das Mindeste, daß wir zu einer gewissen Zeit erst zum Daseyn übergiengen. Daß wir aber einst vergehen sollten, würde uns an allem Werthe unsers Daseyns verzweifeln machen, und unsern Glauben an die Hoheit unserer Natur und die heiligsten Empfindungen unsers Herzens in leere Träume verwandeln. Schande genug für uns, daß wir noch so weit entfernt von dem Ziele einer ächt menschlichen Gesinnung sind, daß so viele den Gedanken ihres Untergangs ertragen können, und sich die Möglichkeit der Vernichtung ohne das innigste Entsetzen denken können! Wenigstens könnte und sollte die Menschheit sich ihrer Blüthe so

weit genähert haben, daß keiner, der nur irgend gebildet wäre, sich sein Vergehen denken könnte, daß jeder Herzensschlag ihm Todesquaal seyn müßte, wenn er ewige Zerstöhrung zu fürchten hätte. Jene Schauder vor dem Tode, welche nur aus der Vorstellung der Reize des Lebens entspringen, sind unsrer unwürdig, und ein edlerer Mensch kann es nicht ohne Schaamgefühl und Verachtung denken, daß leider die meisten von uns den Gedanken ihres gänzlichen Untergangs ruhig ertragen würden, wenn nur nicht der Verlust alles Lebensgenusses damit verknüpft wäre.

Ist der moralische Mensch gezwungen, sich sein Daseyn ewig zu denken, weil er sich ausserdem gar nicht als ein moralisches Wesen vorstellen könnte, so ist er auch gezwungen, auf eine allgemeine moralische Ordnung im Universum zu vertrauen. Thöricht ist es, vorzugeben, man könne sich selbst nach seiner ganzen Verpflichtung und in der vollen Würde seiner Natur denken, gleichgültig übrigens, ob das Universum nach moralischen Gesetzen regiert werde. Offenbar ist ja das moralische Gesetz lügenhaft, wenn in der

allgemeinen Ordnung der Welt die moralischen Wesen nicht als letzte Zwecke des Ganzen den obersten Rang einnehmen, und sie nicht der Bestimmung gemäß, die ihnen ihre Vernunft verkündigt, ewig dauern, während rings um sie her alles in Harmonie mit den Gesetzen der Vollkommenheit und Güte tritt. Geschieht dieses nicht; gehen die moralischen Wesen unter; wird der Grundriß der besten Welt nicht realisirt, auf den alle Gebote der moralischen Vernunft hinweisen, nun so sind die moralischen Wesen wirklich nie Endzweck der Schöpfung gewesen; sie werden zerstöhrt; ihre aufgelösten Theile gehen in andre Reiche der Natur über; sie erscheinen als Mittel für das Ganze, um nichts besser als die niedrigsten Theile desselben; die Welt ist dann ein zweckloser Schauplatz von Erzeugung und Vernichtung, die lächerlichste Maschine, die je ein Künstler den Menschen zur Kurzweile oder zum Possen bilden konnte. Denn wozu nun diese seltsame Art der moralischen Wesen, da sie das nicht sind und seyn werden, was sie seyn sollen; da das nicht durch sie gewirkt werden kann, wornach sie doch einzig streben müssen? Wozu überhaupt gute Gesinnung, wenn

sie nur durch eine Reihe von Lügen möglich war? wozu guter Wille, wenn die Erreichung seines Zwecks unmöglich ist? Wozu, daß zahllose Millionen von der Sehnsucht nach einer Welt beseelt werden, in welcher Harmonie durchaus herrscht; daß sie sich, thöricht genug, einbilden, sie seyen verpflichtet dazu mitzuwirken, da eine solche Idee sich früher oder später in Schimäre auflösen muß? — Nein, ohne Zuversicht auf allgemeine moralische Ordnung kann kein moralisches Wesen an Würde der Menschheit glauben; es muß die Menschheit bejammern, weil sie so grausam getäuscht ist, aber die unbedingte Achtung für einen kindischen Wahn erklären, welche Menschen ihrer Gattung so gern und so natürlich widmen.

Schwerlich dürfte jemand einwenden, es könne doch wohl der moralische Endzweck der Welt im Ganzen erreicht werden, möchten auch die einzelnen Wesen untergehen, wenn nur immer die Stellen der Vergangenen durch Neugeborne ersetzt würden. Alle Widersprüche, die ich im Vorigen aus einander gesetzt habe, würden dann um so mehr eintreten. Durch

eine unendliche Menge untergehender moralischer Wesen würde nimmermehr der moralische Endzweck einer Welt erreicht. Es wäre eine Komödie ohne Verfasser und Zuschauer, zu welcher jeder Schauspieler blindhin sein Wort gäbe, in der gewissen Ueberzeugung, daß er kein Dichter sey, daß aus dem Gewirr der Beyträge der Einzelnen nie ein Ganzes werde, und daß es ihm also sehr lächerlich seyn müsse, auf ein Ganzes zu warten. Ich erinnre mich hier an die Stelle Richters in seinem Kampaner Thale: *) (135.) „Da mit unserm Geiste nach einem und demselben Grunde auch die Geister aller andern Welten fallen, und sterben müssen, und nichts auf der von dem Leichenschleyer und der Trauerschleppe überhüllten Unermeßlichkeit übrig bleibt, als der ewig säende und niemals ärndtende einsame Weltgeist, der eine Ewigkeit die andre betrauern sieht, so ist im ganzen geistigen All kein Ziel und Zweck, weil der in ein Universum aus

*) Einem geistvollen Buche über die Unsterblichkeit, in welchem ein menschlicher Philosoph spricht, nachdem so viele Unmenschen darüber gesprochen haben.

succedierenden oder successiven Ephemeren in eine unsterbliche Legion aus Sterbenden zertheilte und zertragene Zweck der Entwicklung ja keiner für die verschwundenen Ephemeren, höchstens für die letzte wäre, die nie kommen kann. — Mich dünkt, von dieser Seite ist der Wahn der geistigen Mortalität noch nicht genug beschauet worden. Das lebendige oder geistige Weltganze kann als solches — denn das leblose hat keinen andern Zweck, als ein Mittel für das lebendige zu seyn — keinen Zweck erreichen, als den jeder Theil davon erreicht, weil jeder ein Ganzes ist, und weil jedes andre Ganze nur in der zusammenfassenden Idee und nicht wirklich existirt. Um die Unstatthaftigkeit einer durch verschwindende Geisterreihen laufenden Vervollkommnung lebhafter anzuschauen, kürze man nur die Lebenszeit eines Geistes so weit ab, daß er z. B. nur eine Seite in Kants Kritik durchbringt, und dann vergeht. Für die zweyte Seite entsteht ein zweyter Geist, und so überhaupt 884 Geister für die neue Auflage.“ Eben dahin führt der Ideengang gegenwärtiger Betrachtungen. Der sittliche Endzweck eines Systemes endlicher freyer Wesen, als ausführbar im

Ganzen, ohne Unsterblichkeit der Einzelnen gedacht, enthält Widerspruch und hebt sich selbst auf; ja aller Begriff von Sittlichkeit und dem Guten verschwindet, während wir jenen Gedanken denken wollen. Erstlich liegt in jenem Endzwecke eine grenzenlose Erhöhung der moralischen Güte der Wesen; sie fällt ganz weg, wenn die Wesen selbst vernichtet werden. Nämlich das Ganze ist der sittlichen Vervollkommnung nicht fähig, sondern nur die einzelnen sind es. Im Ganzen kann im Fortgange der Zeiten immer ein reinerer Geist der Gesetzmäßigkeit, Gerechtigkeit und Güte herrschen; d. h. ein Zeitalter übergiebt dem andern die Früchte der Kultur der Sterblichen; die Wirkungen der Moralität der verschwindenden Einzelnen gehn als ein Vermächtniß auf die Nachkommen fort: so erfolgen immer bessere und bessere Wesen; die letztern in der Reihenfolge sind allezeit vollkommner, als die vorigen. Allein ist dieß nicht ein bloßer Schein? Ist nicht jener eingebildete Fortschritt im Grunde ein Stillstand? Ja gewiß; wenn nach Millionen Jahrhunderten Tugenden, die jetzt die größte Anstrengung und Aufopferung kosten, die geringste Aufgabe für moralische Wesen sind; wenn die Vermeidung gewisser Laster

ihnen dann nicht die mindeste Ueberwindung kostet, so ist dieß kein Verdienst für sie; sie sind darum nicht edler, als wir. Ihre Güte ist die Frucht des Geistes ihrer Zeit, und dieser Geist die Frucht der Geister der vorigen Jahrhunderte; der Tugendhafte jener fernen Nachwelt ist im Grunde nicht besser, als der Tugendhafte unsrer Zeit; der Charakter seiner Gesinnungen und Handlungen ist nicht das Werk seiner eignen Kraft und Freyheit, sondern des Einflusses herrschender Grundsätze, die er in der Welt seiner Zeit vorfindet, und denen er in mechanischer Hingebung nachfolgt. Die Einzelnen bleiben sich also alle Aeonen hindurch gleich. — Wo wäre nun nach diesem Systeme der unendliche Fortschritt der moralischen Kultur? Und für wen das Schauspiel des ewigen Wechsels des Geistes der Zeitalter in Hinsicht der Moralität auf dem Kampfplatze der Vernichtung? In der That, für die Gottheit ein höchst unwürdiges, für die moralischen Wesen selbst ein höchst trauriges. — Allein es war unnöthig, alles dieß auszuführen, da im Vorigen bereits hinlänglich gezeigt worden ist, daß mit der Unsterblichkeit auch alle Moralität wegfällt, und so denn von

grenzenlosen Fortschritten der moralischen Kultur einer zur Vernichtung bestimmten Gattung gar nicht die Rede seyn kann. — Noch allgemein einleuchtender ist das Widersinnige jener Chimäre, wenn wir den moralischen Endzweck in seinem ganzen Umfange fassen, wo denn mit ihm Gerechtigkeit im Universum gefordert wird, harmonische Vertheilung von Wohl und Wehe nach dem Verhältnisse des moralischen Werthes der Wesen, und überhaupt allgemeine Bestimmung von Freuden und Leiden nach Gesetzen der Vernunft und Zweckmäßigkeit. Diese Aussicht verschwindet ganz, wenn die moralischen Wesen untergehen; wenn das Edelste der Schöpfung nicht mehr gilt, als der Wurm der Erde. Wäre denn auch das Leben keines Einzigen das Spiel so grausamer Schicksale, wie sie jetzt den Menschen von allen Seiten drohen, ohne Hinsicht auf seinen Werth; wären bis an die Grenzen seiner Tage zwischen Tugend und Freude unauflösliche Bande geknüpft, so wäre doch das ganze Daseyn eines solchen Wesens eine Grausamkeit aller Grausamkeiten. Allein, welche trostlose Gestalt haben die Leben so vieler? wer zählt die Millionen, die

nach ungerechten Quaalen endlich in dem Tode nur die einzige Wohlthat der Natur finden? Was kann diesen Unglücklichen die Aussicht helfen, daß nach Jahrtausenden solche Disharmonien verschwinden, und die Gattung immer glücklicher und glücklicher werden wird? Nur das, daß sie ihr Elend tiefer fühlen, indem sie gerade, durch die Wahl eines unbegreiflichen Gottes, ohne Ersatz zu leiden bestimmt wurden. —

Ich begreife nicht, welche erstarrte Seele man seyn muß, um ernstlich an so unmenschlichen Sätzen zu hängen. Und doch giebt es ihrer genug, die sich in der Vertheidigung derselben gefallen, und einen Heroismus gegen alle Vernichtung affektiren, der einem edlen und gefühlvollen Menschen Hautschaudern erregt. Man erwärmt und tröstet sich wieder, wenn sich in einer Seele, die in mehr als einer Rücksicht für den Tod zu groß ist, die Stimme der Wahrheit lebendig und stark erhebt, und ich schließe diese Betrachtung, die der Natur der Sache nach kälter geführt werden mußte, mit Worten eines bereits ange-

führten Dichters, die der Genius der Unsterblichkeit selbst eingegeben zu haben scheint:

„Der Bekenner der Vernichtung stelle sich einmal statt eines sechzigjährigen Lebens eines von sechzig Minuten vor, und sehe dann zu, ob er den Anblick geliebter edler oder weiser Menschen, als zweckloser stundenlanger Lufterscheinungen, als hohler dünner Schatten, die dem Lichte nachflattern und im Lichte sogleich zerfließen, und die ohne Spur und ohne Weg und Ziel nach einem kurzen Schwanken hinaus in die alte Nacht verrinnen, ob er diesen Anblick ertragen könnte: nein, auch ihn überschleicht immer die Voraussetzung der Unvergänglichkeit, sonst hienge immer über seiner Seele, wie an dem heitersten Himmel über Muhammed, eine schwarze Wolke, und unter der Erde liefe überall mit ihm wie mit Kain ein ewiges Beben. — Ja, dann, wenn alle Wälder dieser Erde Lusthaine wären, alle Thäler Kampaner, alle Inseln selige, alle Felder elysische, und alle Augen heiter, ja, dann — —

nein, und auch dann hätte der Unendliche unserm Geist durch diese Seligkeit den Eid ihrer Dauer gethan — aber jetzt, o Gott, da so viele Häuser Trauerhäuser, so viele Felder Schlachtfelder, so viele Wangen bleich sind, da wir vor so vielen welken — rothen — zerrissenen und geschlossenen Augen vorübergehen; o könnte jetzt die Gruft, dieser rettende Hafen, bloß der letzte einschlingende Strudel seyn? Und wenn endlich nach tausend tausend Jahren unsre Erde an der nähern Sonnengluth ausgestorben und jeder lebendige Laut auf ihr begraben wäre, könnte da ein unsterblicher Geist auf die stille Kugel niederschauen, und den leeren Ceremonien- und Leichenwagen ziehen sehen und sagen: „drunten flieht der Kirchhof des armen Menschengeschlechts in die Crater der Sonne — auf dieser Brandstätte haben einmal viele Schatten und Träume und Wachsgestalten geweint und geblutet, aber nun sind sie alle längst zerschmolzen und verraucht — Fliehe hin in die Sonne, die auch dich auflöset, stumme Wüste mit deinen eingesognen

Thränen und mit dem vertrockneten Blute." — Nein, der zerstochene Wurm darf sich empor krümmen gegen den Schöpfer, und sagen: „du hast mich nicht zum Leiden schaffen dürfen."

Richter, des Kampaner Thal, S. 127.

Die Zeiten sind verschwunden, und werden hoffentlich nicht wiederkehren, wo Erhebung über alle Religion für einen Beweis eines großen tief eindringenden Geistes galt, wo die sich so dünkenden aufgeklärtesten und freydenkendesten Köpfe der kultivirtern Nationen im Unglauben nur, wahre Stärke, in allem Glauben aber Schwäche sahen, wo man durch witzige oder durch zügellose Spöttereyen über die Wahrheiten selbst der Naturreligion glänzen konnte, allein eine Gesinnung voll Treue und Wärme für dieselben, wie ein Gebrechen des Geistes, verborgen mußte. Die weisere Nachwelt würde nie glauben, daß solche Zeiten jemals hätten anders als mit der tiefsten Barbarey und Sittenlosigkeit eintreten können, wenn sie nicht in der Geschichte der Religion die Gründe anträfe, durch

welche eine so seltsame Erscheinung leicht begreiflich wird. So lange die Religion nicht von ihren einzig ächten Principien, den moralischen, hergeleitet wird, so lange man sie entweder auf Sophismen einer frostigen Metaphysik oder auf das Bedürfniß der Glückseligkeit gründet, oder als ein Machtgeboth eines sich offenbarenden Gottes an die Menschheit aufstellt, so kann sie auch jene Heiligkeit und Würde nicht haben, die jedes Herz ihr eigen machen muß, so wie es ihren wahren Geist faßt.

Nichts hat vormals die der Religion gebührende Ehrfurcht so sehr beschränkt, und sie in den Augen so vieler edler Menschen herabgewürdigt, als daß man sie besonders in öffentlichen Volksvorträgen immer nur von der Seite vorstellte, wo der schwache, vor dem leiblichen Tode zitternde und nach ewigen angenehmen Gefühlen verlangende Mensch in den Aussichten, die sie für die Zukunft eröffnet, Trost und Beruhigung finden kann. Die Liedersammlungen unsrer Kirchen haben auch das Ihrige beygetragen, diese Gesichtspunkte herrschend zu machen, Gesichtspunkte, welche die große Menge der Menschen um so williger an-

nimmt, da Liebe zum Leben und zum Genusse das Hauptinteresse ist, nach welchem sie sich in ihren Entschlüssen und selbst in ihren Ueberzeugungen zu bestimmen pflegt. Und so verächtlich die Religion werden muß, wenn sie blos für die Trösterin der Schwachen gilt, so unwürdig erscheint sie auch, wenn man sie als ein Schreckbild vorgestellt findet, um durch Androhung furchtbarer Strafen der Ewigkeit den Pöbel der Menschen im Zaume zu halten, von dessen innerm moralischen Gefühle sich freye Tugend und Herzensgüte nicht erwarten läßt.

Nimmt man auf Religionslehren in diesem Geiste Rücksicht, so ist der Ausdruck eines starken Geistes wohl gewählt, um Menschen zu bezeichnen, die zu viel Adel und Energie besitzen, um ihre Ruhe und ihre Tugend auf solche Stützen zu gründen. Allein bezieht man sich auf eine Religion, die ganz auf dem moralischen Bewußtseyn, und der wahren Würde des Menschen, als eines moralischen Wesens, ruht, und nennt auch den, welcher die Wahrheiten von dieser ausschlägt, einen starken Gast, so muß man verblendet genug seyn, um da Stärke zu sehen, wo

nur Schwäche Statt findet. Selbst wenn sein Unglaube mit guten und edeln Gesinnungen vergesellschaftet ist, so liegt dennoch der Grund desselben nicht in großer Kraft, sondern in Ohnmacht des Herzens. Wäre er von der Wahrheit und Heiligkeit der sittlichen Ordnung und vom Gefühle der Würde der Menschheit stark genug durchdrungen, hätte er Energie genug, um diesen großen Gedanken in seiner Seele das Uebergewicht über jedes andere Interesse zu geben, so würden Unentschiedenheit und Religionszweifel in ihm ganz unmöglich seyn, jedes Moment klaren Selbstbewußtseyns würde die zuversichtvolle Hinsicht auf Gott und Unsterblichkeit mit sich führen. —

Ich habe in der zweyten Betrachtung des ersten Stücks die Gesinnung und den Gedankenbau eines tugendhaften Gottesleugners beleuchtet, eines Menschen, den Enthusiasm für Reinheit des Herzens und ganz edle Seelengüte in den Kreis eines Unglaubens gebannt hat, der eben wegen der Quelle, aus der er entspringt, einen Schein von Erhabenheit hat. Ich glaube, es muß jedem Leser klar geworden seyn, daß sein System, ihm selbst

freylich unbemerkt, ein Gewebe von Widersprüchen ist, und daß er, bey dem besten Willen, sich selbst nicht versteht. Er giebt vor, das moralische Gesetz in seiner ganzen Reinheit und seinem vollen Umfange anzuerkennen, und ihm aus freyem und unerschütterlichem Interesse zu huldigen, während er doch zugleich in dem Tode seine Vernichtung sieht; er weiht sein ganzes Leben der großen Pflicht, Ordnung und Harmonie in seinem Innern zu stiften, und unermüdet auch mit den äußersten Aufopferungen für Welt und Menschheit zu wirken, erwartet aber und fordert nicht, daß im Weltall außer ihm eine unbegrenzte Weisheit und Macht herrsche; im Bewußtseyn des Werthes seiner Gesinnung fühlt er bey seinem Unglauben keinen Mangel, vielmehr findet er darin seine wahre Hoheit, er begreift nicht, wie ein Mensch ohne zu erröthen glauben könne; Atheismus ist ihm unersetzliche Bedingung einer reinen und erhabenen Stimmung des Herzens, er verachtet die Unsterblichkeit und will untergehn, befriedigt durch das innere Zeugniß, daß er ohne alle Stütze religiöser Meynungen nach dem einzig würdigen Zwecke der Menschheit

gestrebt hat. Diese ganze Verbindung von einander geradezu aufhebenden oder doch zurückstoßenden Annahmen ist für einen vernünftigen freyen Geist vernünftiger Weise gar nicht möglich.

Allein hier kann ich der Frage nicht ausweichen: ob nicht vielleicht solche Tugendhafte ohne Gott in der Wirklichkeit nie existiret haben, und auch nie existiren können? ob es nicht etwa blos Affektation ist, wenn sie eine Verbindung von tugendhafter Gesinnung und Gottesleugnung vorgeben, die der Einrichtung der Vernunft, die durchaus auf Einheit und Harmonie geht, geradehin widerspricht? — Ich habe bereits im vorletzten Perioden die Antwort auf diese Frage angedeutet, indem ich mich ausdrückte, es sey Verbindung von reinem und festem moralischen Enthusiasm und entscheidender Atheism für einen vernünftigen freyen (d. h. einen sittlichen) Geist vernünftiger Weise gar nicht möglich. Wenn alle Menschen konsequent wären, und zwischen ihren Köpfen und Herzen ein gegenseitiger sich immer gleicher Einfluß Statt

fände, wenn ihre Ueberzeugungen durchaus eine ihnen angemessene Wirkung auf ihren moralischen Charakter hervorbrächten, und dieser hinwiederum in ihnen auf Glauben und Unglauben bündig zurückwirkte, so könnte man es geradezu für Lüge erklären, wenn irgend ein Mensch vorgäbe, das moralische Interesse sey in ihm herrschend, und er müsse zugleich Gott und Unsterblichkeit verneinen. Allein die Menschen sind — soll man sagen, mehr zum Glück als zum Unglück der Welt — nur in ihrer Inkonsequenz konsequent, und nichts ist seltner, als eine Seele, deren sämmtliche Ueberzeugungen mit ihrer praktischen Gesinnung vollkommen harmonirten. Und in keinem Stükke sind die Widersprüche des Menschen so auffallend, oft so unbegreiflich, als in Hinsicht ihrer Moralität, und ihrer religiösen Meynungen, und der größere Theil der Welt vielleicht ist zwischen Indifferentisten, tugendhaften Leugnern und gläubigen Bösewichtern getheilt, während die konsequentere Parthey tugendhafter Gläubiger und lasterhafter Ungläubiger die Minorität ausmacht. —

Der Mensch von fester reiner tu

gendhafter Gesinnung, welcher zugleich des Nichtseyns Gottes und seines Untergangs gewiß ist, ist offenbar inkonsequent, und in innere Widersprüche mit sich verwikkelt; wäre er konsequent, so müßte er entweder durch seinen Unglauben ein Bösewicht, oder durch seine gute Gesinnung gläubig werden; entweder sein Enthusiasm für die wahre Würde der Menschheit müßte ihn der Religion zuführen, oder seine Leugnung ihrer Wahrheit müßte in ihm das Gefühl der Würde der Menschheit vertilgen, ihn an dessen Statt mit Verachtung der Menschheit und Welt und seines eignen Daseyns und Wesens, und eben dadurch mit den Keimen jedes moralischen Frevels erfüllen. —

Die Ausführung dieses Textes, dessen Inhalt wahrscheinlich vielen übertrieben scheinen wird, sey der Gegenstand dieser Betrachtung. —

Wenn ein Mensch zu sich selbst sagt: ich bin ein moralisches Wesen, so liegt

darin unendlich mehr, als die Meisten in der Dämmerung ihres halb noch schlafenden Bewußtseyns glauben. Entweder der ganze Gedanke ist eine Selbsttäuschung, oder er sagt aus: das Wesen solle unablässig streben, einen vollkommnen guten Willen zu haben, es dahin zu bringen, daß es bey voller Freyheit ihm dennoch durch seine erworbene tugendhafte Gesinnung unmöglich werde zu sündigen. Wer irgend dieß für Ueberspannung, für Grundlage einer Tugendlehre für Engel hält, der trete auf, und drücke das Gesetz des Guten anders aus, ohne auf Ungereimtheit und in Widerspruch mit der Vernunft zu gerathen. Wollte er etwa seine Erklärung desselben auf die Schranken und Schwäche der menschlichen Natur berechnen, so würde sein Sittengesetz eher einem Freybriefe zum Laster ähnlich sehen, und als Richtschnur der Pflicht eine etwas lächerliche Figur machen.

Klopstock läßt einen der tugendhaftesten Männer, der Wenige in Hinsicht seiner sittlichen Vollkommenheit über sich haben dürfte,

er läßt den Sokrates selbst in einem Traumgesichte zu Pilatus Gemahlin sagen:

So viel darf ich dir sagen, und dieß verdiente dein Herz dir:
Sokrates leidet nicht mehr von den Bösen! Elysium ist nicht,
Noch die Richter am nächtlichen Flusse. Das waren nur Bilder
Schwacher und irrender Züge. Dort richtet ein anderer Richter,
Leuchten andere Sonnen, als die in Elysiums Thale!
Zahl und Maaß und Wagschaal, sie zählen und messen und wägen
Alle Thaten! Wie krümmen alsdann der Tugenden höchste
Sich ins Kleine! Wie fliegt ihr Wesen verstäubt in die Luft aus!
Einige werden belohnt, die meisten werden vergeben!
Mein aufrichtiges Herz erlangte Vergebung. O drüben,
Portia, drüben über den Urnen, wie sehr ist es anders,
Als wir dachten! — — — —

(Messias 7ter Gesang.)

Offenbar hat hier dem Dichter der ganze Umfang der moralischen Verpflichtung des Menschen vorgeschwebt, so wie überhaupt alle Gesänge des Dichters des Messias den reinsten moralischen Geist athmen.

Der Gedanke eines vollkommnen guten Willens, der nach dem Sinne des Gesetzes das leitende Ideal des Willens seyn soll, setzt allgemeingültige Principien der Gerechtigkeit voraus, die auch im Universum, nämlich im Ganzen seiner Anordnung und Regierung, wirklich gelten und realisirt werden. Der Mittelpunkt, um den sich die Vorstellungen ewiger Gesetze der Gerechtigkeit und einer ihnen angemessenen allgemeinen moralischen Ordnung drehen, sind die moralischen Wesen, als Endzwecke der Schöpfung, in ihrer ganzen Würde gedacht. Ueberall kommt hier keine Rücksicht des Eigennutzes und der sinnlichen Natur in Anschlag. Die Form der Gerechtigkeit und moralischen Ordnung muß zwar gewiß auf Stoffe der Naturwelt übergehen, aber sie hängt nicht von diesen ab. Und wenn wir sagen, der gute Mensch muß, (wenn er der Glück-

seligkeit fähig bleibt,) auch glückselig werden, so wird damit nicht gesagt, der Mensch solle, bevor er sich zum Guten bildet, die moralische Ordnung vorläufig in Anspruch nehmen, damit er nicht etwa umsonst gut werde; (dieser lächerliche Vorwurf kommt nur parteysüchtigen Schnelldenkern in den Sinn, die Andere so geschwind in Schwachköpfe verwandeln möchten, als sie selbst Spinoza's, Bruno's und Kants geworden sind.) es wird nur das einfache Resultat einer unumstößlichen Vernunftwahrheit ausgedrückt, daß die moralischen Gesetze für das ganze All nach allen seinen Theilen gelten, und daß kein moralisches Wesen sich als solches anerkennen kann, ohne aus demselben Grunde, wegen dessen es seine Moralität anerkennt, auch die Vernunftmäßigkeit seiner Forderung zu erklären, nach moralischen Gesetzen behandelt zu werden, wiefern ein freyes Wesen behandelt werden kann; es umgebe es nun eine Natur, welche es immer sey.

Liegt es in der ursprünglichen Aussage des moralischen Bewußtseyns: Ich soll die ewigen Gesetze der Gerechtigkeit unermüdet ausüben, die das höchste Ge-

denkbare für ein sittliches Wesen sind; meine Gattung als Gattung sittlicher Wesen, gehört zu den obersten im Universum, ist mit ihren Gleichen Endzweck des Universum; ich soll in Beziehung gegen meine Mitwesen, gegen alle Wesen über mir und unter mir, auf eine der Hoheit moralischer Wesen würdige Weise handeln; ich und alle Glieder meiner Sphäre sollen hinwirken, auf eine allgemeine Regierung der Welt nach moralischen Gesetzen, wir sollen handeln als wäre uns das Geschäft übertragen, den Plan der besten Welt zu realisiren, als wären wir die Demiurgen, die den edelsten aller Zwecke verwirklichen sollten; — liegt dieses in jener Aussage, (und es liegt in ihr;) wie verträgt sich damit der Gedanke: wir gehen einer nach dem andern unter, unser Plan ist Schimäre, eine Fiktion, wie man sie etwa auf das Papier mahlt; außer uns kümmert sich kein weiseres und mächtigeres Wesen um die Weltcharte, die wir auf die Commun-Tafel unsrer Vernunft und Phantasie zeichnen, keine Gattung der Geschöpfe ist Zweck der Welt, die vernünfti-

gen am allerwenigsten; (denn da nun einmal, wenn alle entstandene Wesen untergehen, unser höchstes Streben auf das Glück dieses zeitlichen Lebens gehen muß, so ist die Vernunft ein sehr ohnmächtiges Mittel diesen Zweck zu erreichen, der Instinkt ist weit über ihr, der die niedern Thierarten so glücklich und sicher leiter, allein jedem sagt sein Gefühl, daß dieser keinem Wesen Würde, keinem Anspruch auf den obersten Rang unter den Geschöpfen ertheilen kann.) das ganze Universum ist also ein seltsames Gewimmel von Wesen, die einander wechselseitig zur Erhaltung und zum Untergange dienen, ohne daß man absehen könne, daß das Ganze zu irgend einem Endzwecke da sey, der vernünftige Wesen, die nach dem Grunde seiner Wirklichkeit forschen, befriedigen könne.

Wenn ein Sternkundiger mit nie ermüdendem Eifer dahin arbeitete, große Fortschritte in der Erkenntniß der Himmelskörper zu machen, und er doch zugleich die Ueberzeugung vorgäbe, die ganze Meßkunst führe am Ende zu nichts als Täuschung, die Harmonie im Himmelssysteme sey ein nichtiger Wahn, und, was wir Himmelskörper nen-

nen, seyen blos Lufterscheinungen, die bisher zufälliger Weise eine gewisse Ordnung beobachtet haben, die aber nächstens alle abergläubische Astronomen durch ihre Abschweifungen in ihren Bahnen in Verwirrung setzen dürften, würde man ihn nicht geradezu für einen Thoren erklären? Und wenn er nun noch weiter gienge, und behauptete, es gebe keine edlere Wissenschaft, als eben diese, welche mit Nichtsen spiele, und es auch wisse, der Mensch könne seine Erkenntnißkräfte gar nicht würdiger bilden, als durch die obwohl immer betrügliche Messung der Bahnen wenn auch nur scheinbarer Himmelskörper, ein Astronom müsse, nicht etwa, wie jener Römer es von den Auguren sagte, dem andern, wenn er ihn in Geschäften träfe, in das Gesicht lachen, sondern die tiefste Ehrfurcht für ihn fühlen, und das ganze Corps der Astronomen müsse sich für das Centrum der gelehrten Welt halten, — — würde man da den Vorwurf des Unsinns zu hart finden, um ihn auf ihn anzuwenden?

Man sage, was man will, es ist mit dem atheistischen Moralisten ganz der nämliche Fall. Alle Moralität ist nichtig und

widersinnig, wenn keine allgemeine moralische Ordnung, keine Unsterblichkeit, kein Gott ist. Und wer an diesen verzweifelt, muß auch, wenn er einstimmig mit sich selbst ist, an der Wahrheit und Würde der Tugend verzweifeln. Nährt er bey entschiedener Leugnung der Religionswahrheiten eine ungeheuchelte reine Liebe zur Tugend, so ist dieß nur durch Inkonsequenz möglich.

Allein, wie ist diese Inkonsequenz möglich, wie ists möglich, daß eine und dieselbe Seele sagt: „nichts ist ehrwürdiger als Pflicht, und — es ist keine Pflicht, nichts ist erhabner als das Gute und — es ist kein Gutes, nichts ist niedriger als das Laster, und — es giebt kein Laster, Achtung für Menschheit ist das schönste aller Gefühle und — die Menschheit ist nichts mehr werth, als die vernunftlose Thierwelt, ich will mit Enthusiasm für moralische Ordnung im Universum wirken, und — eine solche Ordnung ist eine Träumerey der Philosophen, ich will mein Gewissen zur höchsten möglichen Feinheit ausbilden und — das Gewissen ist eine thörichte Verirrung der Urtheils-

kraft, ich will mir immer den Gedanken vergegenwärtigen, daß Tugend Verdienst, und Laster Schuld begründen, und — Verdienst und Schuld sind phantastische Begriffe, ich will das Glück meines Lebens sogar für Pflicht und Güte aufopfern, und — es ist nichts wünschenswerth, als Glück des Lebens? — Wäre es nicht eine Art von Verrückung, wenn ein vernünftiges Wesen diese Gegensätze in sich vereinigen könnte? Und es muß sie vereinigen, wenn es Liebe für Tugend und Gottesleugnung vereinigt.

Allerdings eine seltsame Combination. Man sollte glauben, die Hinterhalte des Atheism müßten jede moralische Regung, so wie sie sich nur erhübe, ertödten, alle Gefühle für Tugend und Edelsinn müßten vor dem Dämon des Unglaubens verlöschen, wie man sagt, daß vor dem Blicke jener fürchterlichen Schlange die Geschöpfe, die ihr nahen, im Momente erstarren. — Die Lösung des Paradoxons bietet sich sogleich dar, wenn wir nur bedenken, welche tiefe und unaustilgbare Grundlagen die Religion in unsrer Seele hat, und daß kein Unglaube die Beziehungen des moralischen Bewußtseyns auf die Wahrheiten

derselben ganz vernichten kann. Wenn also der gute Wille des Atheisten wirklich ächt ist, nicht etwa nur eine täuschende Folge jenes Starrsinns aus affektirter Moralität, hinter welchen sich in gewissen Charakteren ein nur feinerer Egoism verbirgt, oder einer natürlichen Herzensgüte aus Temperament, die weiter keinen Werth hat, als daß sie unter den Formen des verlarvten Egoism den obersten Rang einnimmt, und durch ihre Wirkungen liebenswürdig wird, so kann er gewiß nur möglich seyn, inwiefern die religiösen Beziehungen der moralischen Vernunft auf Unsterblichkeit, Weltregierung und Gottheit, obwohl nur dunkel empfunden, in der Seele mitwirken. Der Kenner des Einflusses der dunkeln Ideen wird hier nicht, Wunder! rufen, sondern sich an manche ähnliche Fälle erinnern, wo Menschen, geleitet von Vorstellungen, deren sie sich nachmals nicht erinnerten, ihren deutlichen und in lebhafter Erinnerung begriffenen Gedanken entgegen handelten. Den Geizigen überschleicht doch zuweilen die Wohlthätigkeit, und der Rachsüchtige ist manchmal großmüthig. Der Edle Mensch ist zuweilen niedrig geizig, und

der Großmüthige läßt sich dann und wann zur Rache herab; oft nur Folge von dunkeln Ideen, welche die herrschenden Grundsätze überwältigen. — Der Atheist kann die Keime der Religion, die in ihm liegen, durch seine Beharrlichkeit auf einem widersinnigen Dogma, nicht ersticken. (Der praktische Mensch macht gerade nicht Pause, wenn der theoretische auf den Gefilden der Spekulation umher irrt, und Schmetterlinge fängt.) Ihm schweben, besonders in Stunden der erhöhten Empfindung, alle Hinsichten vor, auf welche das Gefühl der Pflicht und der Würde des Guten hinführt; in diesen Zeitpunkten des begeisterten Herzens glaubt er, ohne es zu wissen, an Gottheit und Zukunft. Der Anblick eines Unglücklichen macht ihn Thränen vergießen, er rettet ihn mit Aufopferung seines eignen Wohls. Glaube man, jene Thränen sind unerkannte Kinder der natürlichen Religion; ihr Vater verleugnet ihre Abkunft, aber ihre Mutter spricht stark und unwiderleglich für ihren Ursprung, denn sie pflegt, wie die Götter, auch ungesehen zu wirken. Ich kann freylich hier Keinen aufrufen, der, nach der genauesten Entwickelung der Beweggründe seiner Handlungen, ge-

stünde: ich leugne Gott und handle doch gut, indem ich Gott glaube; allein der Kenner des menschlichen Herzens bedarf keines Geständnisses; weiß er nur, was Pflichtgefühl, Güte des Herzens, und Enthusiasm für Tugend ist, und von welchen wesentlichen Bedingungen sie abhängen, so sieht er auch augenblicklich, daß Tugend und Atheism unvereinbare Dinge sind, daß ein Atheist in dem Momente, wo er edel handelt, kein Atheist seyn kann, daß er dann im schnellen Spiele einer unwillkührlichen Schwärmerey die ganze Seligkeit eines Gläubigen genießt, und alles das im Stillen bekennt, was er mit lauter Sprache leugnet. Es ist viel in der Seele des Menschen, was tief wirkt, und durch Worte nicht begriffen werden kann. So überschleicht den Atheisten der Gedanke der Unendlichkeit und Gottheit, er leugnet und bejaht doch. — Mit einem Worte, es ist unmöglich, daß ein Mensch Gott leugne; dieß wird nicht einleuchtender werden können, als wenn wir sehen, wohin der Atheism in seiner Consequenz führe. Und dieß will ich zeigen.

Wer Gott leugnet, verachtet die Menschen, und ist gegen sich und

Andre ein Bösewicht, wenn er mit sich selbst übereinstimmt, und seinen Grundsätzen gemäß handelt. Die ersten und eigensten Gefühle der Menschheit ersterben, wenn keine Religion ist. Der moralische Mensch kann sich in seiner Würde nicht denken, ohne Hinsicht auf Gott und Unsterblichkeit zu nehmen: in demselben Augenblicke, wo er sich es sagt, daß er an Pflicht glaube, muß er auch der Religion huldigen, außerdem verstünde er sich selbst nicht, und wirkte sich unablässig entgegen. Verfolgen wir den Gedankengang des Atheisten, und wir müssen unausbleiblich finden, daß alle große und edle Gefühle der Menschheit durch seine Grundsätze vernichtet werden, und daß es keine Ueberspannung ist, wenn man Gottesleugnung als den Ruin der menschlichen Gesellschaft, als ein ertödtendes Gift gegen jede Tugend vorstellt, die den Menschen ehrwürdig seyn muß. Diese Wahrheit werde ich im folgenden Stücke in einer besondern Betrachtung ausführen.

Vorerinnerung.

Die Frage, ob sich Atheism mit Tugend vertrage, ist seit den ältesten Zeiten, vorzüglich aber in den neuern, mit Eifer aufgeworfen, und sehr verschiedentlich beantwortet worden. Wenn auf der einen Seite von so vielen zum Theil sehr denkenden Männern die Unvereinbarkeit der Gottesleugnung mit sittlicher Güte streng behauptet und für die Nothwendigkeit, die Gottesleugner aus der bürgerlichen Gesellschaft zu entfernen, entschieden wurde, so traten auf der andern Seite nicht wenig eindringende und freymüthige Forscher auf, welche Jene einer verächtlichen Kurzsichtigkeit und einer strafbaren Unduldsamkeit beschuldigten, und dem Atheisten die Fähigkeit reiner Tugend zusprachen; ja es fanden sich einige kühne Geister, welche die Tugend der Religiösen ganz verwarfen, und dem Atheisten ausschließlich

die Möglichkeit, sittlich vollkommen zu werden, zueigneten.

Die Sache nur richtig betrachtet, enthält jede von jenen drey Meynungen Wahrheit. Tugendhafte Atheisten sind möglich, wenn ihr Atheism auf ihre moralische Gesinnung keinen Einfluß hat, wenn sie in Hinsicht des Zusammenhangs ihrer Ueberzeugungen, und ihrer praktischen Grundsätze inconsequent sind. (S. die 1te Betrachtung im 2ten Stücke.) Daß der Atheist allein reiner sittlicher Güte fähig sey, ist in so fern gegründet, als jene Hoffnung und Furcht, welche die Religion erregt, alle sittliche Güte aufhebt, wenn sie Motive des Willens wird, und der Mensch aus reinen uneigennützigen Beweggründen handeln soll, als ob kein Gott, keine Belohnung und keine Bestrafung wäre *). So durchdrungen er auch vom Glauben seyn mag, so soll er doch jede Hinsicht auf die schreckenden sowohl als anlockenden Folgen seiner Handlun-

*) Charron schon trug in seinen Büchern über die Weisheit treffliche Ideen darüber vor. S. das 5te Kap. des 2. B. über den Unterschied der Frömmigkeit und Gottesfurcht.

gen in der Zukunft unterdrücken, so bald er handelt*) Je veux, que ſans paradis et

---

*) Der bereits im ersten Stücke angeführte Verfasser der Zweifel und Fragen den moralischen Glaubensgrund betreffend, im III. B. der Städlinischen Beyträge, sagt in Beziehung auf eine Stelle in meinen Briefen über den Atheismus: „Wenn ich einmal, so heißt es S. 149 (jener Briefe), nichts zu hoffen und nichts zu fürchten habe, was ists großes, daß ich ohne Furcht und Hoffnung handle? Aber alles zu hoffen und alles zu fürchten zu haben, und doch die Reinheit seiner Gesinnung vor jedem Antheile dieser Gemüthsbewegungen bewahren, dieß scheint mir das größte Problem für eine energische sittliche Seele zu seyn." Ja wohl ein großes Problem! welches wohl, seit diese Erde von Sterblichen bewohnt wird, noch nicht gelöst seyn möchte, von dessen Lösung wir wenigstens niemals eine nur einigermaaßen befriedigende, wahrscheinliche Ueberzeugung vermittelst des Selbstbewußtseyns erlangen können, da der Schluß von dem Nichtgewahrnehmen einer auf das Gemüth wirkenden Kraft auf die gänzliche Abwesenheit oder Unwirksamkeit derselben völlig unstatthaft ist. Die einzige sichre Probe würde das wirkliche

enfer, sagt Charron, l'on soit homme de bien. Der Weise soll gut seyn oh:

Nichtglauben seyn, welches aber nach den Behauptungen der kritischen Schule bey einem ganz reinen und hinlänglich ausgebreiteten sittlichen guten Willen durchaus unmöglich ist. — Wenn eine Vorstellung, die durch die mächtigen Triebfedern der Furcht und der Hoffnung, oder auch durch die reinern und der sittlichen Triebfeder sich annähernden, doch immer sinnlichen Triebfedern der Dankbarkeit und Liebe, auf den Willen wirken kann, so muß sie sich auf den Willen unaufhörlich wirksam beweisen, diese Wirksamkeit mag bemerkbar seyn, oder nicht. Der scharfsinnige und bedächtige Gegner hat sich hier unstreitig übereilt; die Frage ist, ob mehr Seelenstärke dazu gehöre, als Gottesleugner, oder als Gläubiger tugendhaft zu seyn. Ich entscheide für das letzte. Der tugendhafte Atheist ist tugendhaft mit Resignation; allerdings eine Tugend, die Seelenstärke erfordert; (Charron sagt: la preud' homie (sans pieté) est d'exploict beaucoup plus difficile et laborieuse, qui a moins de monstre, et est des esprits forts et genereux) der tugendhafte Gläubige ist tugendhaft bey der gewissen Ueberzeugung, daß in der Zukunft Seligkeit seine Tugend begleitet, tugendhaft bey einer

ne Himmel und Hölle. Man wende nicht ein, diese gänzliche Aufhebung aller Rückwir-

---

festen Hoffnung. Wenn man hier das Wort tugendhaft nicht entstellt, so liegt schon das darin, daß der Gläubige die Pflicht aus ungemischt reiner Gesinnung ausübe, also alle eigennützige Triebfedern unterdrücke, und, da er Freuden einer andern Welt hofft, alle Hinsicht auf diese, als Motive, niederschlage, so bald es die Ausübung einer Pflicht gilt. Wer hat nun eine größere Aufgabe, der sich der Tugend widmende Atheist, oder der sich der Tugend widmende Gläubige? Es ist wohl am Tage, daß die Vereinigung von Glauben und Tugend das allerhöchste ist, wonach Menschen streben können. Der Ungenannte ruft aus: „Ja wohl ein großes Problem!" — Nun ja, hat man denn je reine Tugend für ein kleines Problem gehalten? und dieses Problem ist mit jenem eines und dasselbe; „es ist, seit die Welt steht, noch nicht gelöst worden;" allerdings hat es noch keine heiligen Menschen gegeben, obwohl im Einzelnen vielleicht rein gute Handlungen ausgeübt worden sind. Daß aber das Problem einer vollkommnen Tugend noch nie gelöst worden ist, hebt die Wahrheit und verbindende Kraft der Tugend nicht auf; „es ist von der Lösung des Problems keine wahrscheinliche Ueberzeugung

kung der religiösen Hoffnungen und Befürchtungen auf den Willen sey unmöglich, und nie habe sich ein Gläubiger so hoch geschwungen. Daß es noch nie ein so reines und zugleich glaubenvolles Herz gegeben habe, würde, wenn es wahr wäre, die Möglichkeit davon nicht aufheben. Allein höchst wahrscheinlich haben viele religiöse Menschen bey ihren edlen Handlungen auch nicht die entfernteste Hinsicht auf künftige Freuden und Leiden genommen. Die Möglichkeit übrigens ist so gewiß, als gewiß der Mensch moralisch frey ist; der Erweis der Unmöglichkeit müßte ein Erweis der Nichtigkeit der Freyheit seyn. Die-

---

vermittelst des Selbstbewußtseyns möglich." Dieß ist der Fall bey jeder guten Handlung, und Kant sagt sehr richtig, der Mensch könne niemals wissen, in welchem Grade seine Gesinnung bey einer Handlung rein war; selbst wenn er sich einer vollkommenen Reinheit bewußt sey, könne er doch für die sinnlichen Triebfedern nicht stehen, die im Dunkeln mitgewirkt haben mögen. — Die Bündigkeit des Schlusses: „Wenn eine Vorstellung — seyn oder nicht" will mir nicht einleuchten; sie scheint mir unlogisch und unwahr.

sen Erweis aber wird niemand je führen können, da man im Gegentheile die Freyheit aus ihrem Gegenstande (der Pflicht und dem der Pflicht Entgegengesetzten, dem Inbegriffe der blos sinnlichen Neigungen und Leidenschaften) und ihren Wirkungen (auf das Gewissen) vollkommen befriedigend darthun kann.

Wenn besonders so viele Theologen allen Atheism für unvereinbar mit moralischer Güte erklärten, so würden sie sehr Recht gehabt haben, wenn sie fähig gewesen wären, auf die wahren Gründe zurück zu gehen. Allein ihr Hauptbeweis bestund immer nur darin, daß Atheismus und ein böses Leben unzertrennliche Dinge seyn, und daß Atheisten schlechterdings keine rechtlichen Mitglieder irgend einer auf Vertrag gegründeten menschlichen Gesellschaft seyn könnten. Bekannt genug sind die Verfolgungen Wolfs und seine Verbannung aus den preussischen Staaten wegen mehrerer Sätze seiner Philosophie, deren Gefährlichkeit besonders D. Lange darzuthun beflissen war. Unter allen Klagepunkten gegen diesen Weltweisen war auch der, daß er dem

Atheism das Wort rede. Wolf hatte in seiner Moral sowohl als in seiner Politik gesagt: „nicht die Atheisterey an sich selbst, sondern nur derselben Mißbrauch verleite zum bösen Leben. (Moral. §. 21. 22. Polit. 360.) Bertram, Langens Bundsgenosse antwortete, es sey nicht möglich, daß ein Atheist ein tugendhaftes Leben führe, weil er sich nur deßhalb vom Bekenntnisse eines Gottes losreiße, um zu leben, wie es ihm gut dünkt, in Augenlust, Fleischeslust, und hoffärtigem Leben, und deßhalb keine Strafe befürchten zu dürfen, er könne kein rechtliches Glied des Staates seyn *), weil er kein Prinzip des Naturrechts habe als den Eigennutz, oder das Recht des Stärkern, weil er unfähig sey, durch die geheiligte Versicherung des Eides seinen Mitbürgern unbeschränkte

*) Auch der berühmte Lipsius sagt in epist. contra Atheismum ad Berchemium: Vis tria verba? ab ista mala vita malus hic sensus.

Zuversicht auf seine Wahrhaftigkeit und Treu und Glauben zu geben u. s. w. Lange hatte den streitigen Fall nicht übel angegeben: „Ob ein Atheist, so fern er ein Atheist ist, und den eigenthümlichen Prinzipien des Atheism und dem, was damit verknüpft ist, folgt, sich von Sünden und Lastern enthalten, und dagegen ein tugendhaftes Leben führen könne und müsse. „Wenn Lange dieß verneinte, hatte er ganz recht, nur daß er die ächten Gründe nicht wußte, auf denen die Wahrheit seiner verneinenden Antwort beruht; um diese zu wissen, mußte er nicht Lange seyn. Wolf hatte sich unstreitig nicht behutsam ausgedrückt, wenn er sagte, daß nur der Mißbrauch der Atheisterey zum bösen Leben verleite; er mußte sich gefallen lassen, daß sogar ein Bertram sich Aufklärung über den rechten Gebrauch der Atheisterey ausbat. Wolf hatte sagen wollen: Man kann Gott leugnen und gut seyn; aber wenn man auch Gott leugnet, darf man doch nie bös seyn, weil die Principien der sittlichen Vollkommenheit für sich gelten, ohne zu ihrer verbindenden Kraft einer religiösen Hinsicht zu

bedürfen. Diesen Gedanken drückte er sonderbar genug aus, indem er von einem Mißbrauche des Atheism redete.

Ich werde so eben zeigen, welche praktische Folgen der Atheismus habe; es wird sich finden, daß man ihn gar nicht gebrauchen könne, wenn man zugleich Mensch im vollen Sinne des Wortes seyn will.

Ich fühle die Würde der Menschheit, wenn ich mit dem höchsten Interesse die Ueberzeugung nähre: daß die moralischen Geister, ihrem Wesen, ihrem Daseyn und ihrer Bestimmung nach, die unbedingteste Achtung verdienen, daß die Gattung derselben, ohne alle weitere Beziehung, an sich Werth hat, daß sie Endzweck der Schöpfung, alles Andre Mittel für sie ist, daß in dem Umfange der ganzen Natur alles gleichgültig und keiner Bewunderung werth ist, wenn man es nicht auf die Menschheit und die Bestimmung der vernünftigen Geister bezieht, daß man sich das ganze Universum ohne die vernünftigen Geister vernichtet, diese Geister aber nie vernichtet denken kann. Halten

wir an diesem Begriffe, und gewiß wird jene Behauptung nichts Paradoxes haben: daß der consequente Gottesleugner keines Gefühls und keiner Achtung für die Würde der Menschheit, und also auch keiner wahren Tugend fähig seyn könne, daß er nothwendig die Menschheit, sein Daseyn und Wesen verachten müsse, und daß es ihm keine Ueberwindung koste, seine Brüder durch jede Schändlichkeit, deren glücklichen Erfolg er berechnen kann, zu mißhandeln.

Indem ich diese Wahrheit ausführe, bin ich weit entfernt, der Unduldsamkeit das Wort zu reden, und das auch in unsern Tagen nie ganz verlöschende Feuer des Verfolgungsgeistes zu nähren. Allein allerdings soll meine Betrachtung zu dem Resultate hinführen, daß es für einen sittlich guten und zugleich konsequenten Menschen nicht möglich sey, für den Atheism zu entscheiden, daß vielmehr aus seinem innigen und festen Interesse für die Würde der Menschheit nothwendig Vertrauen auf die wesentlichen Lehren der Religion hervorgehen müsse.

Gott und Unsterblichkeit leugnen heißt zugleich alle moralische Verhältnisse leugnen und die dieselben bezeichnenden Begriffe für irrig und täuschend erklären. Die Menschheit verwandelt sich aber dadurch in den Augen des Leugners in einen um so lächerlichern Gegenstand, je größer die Ansprüche auf Würde und Hoheit sind, die sie zu machen sich berechtigt glaubt. Er wird Egoist, und sieht in seinen Mitmenschen ebenfalls nur kluge Thiere, die mit einer sehr dürftigen und unsichern Vernunft nach Vortheil und Wohl streben, darin aber bey weitem hinter dem vernunftlosen Thiere zurückbleiben, welches die Natur, (als wäre es ihr Liebling,) wenn nicht Zufall und Verfolgung der Menschen entgegen wirkt, viel leichter und bequemer in der Befriedigung seiner Triebe und seinem Genusse der Lust leitet.

Gewiß, einem Gottesleugner muß ein Fuchs oder ein Affe mehr Werth zu haben scheinen als ein Mensch. Er sieht in dem Menschen nur Widersprüche, eine kampfvolle Wahl zwischen entgegengesetzten Zwecken und eine sogenannte Moralität, in deren Besitze er sich selbst nicht versteht. In den Trieben jener Thiere ist Consequenz; kein Fuchs hat

sich je noch ein Gewissen wegen des Mords einer Taube gemacht, und noch nie hat ein Affe einen Affen vom Tode gerettet. Der Elephant dürfte dem Gottesleugner unter allen vernunftlosen Thieren das verächtlichste seyn, weil er in manchen Stücken ein moralisches Wesen zu verrathen scheint, und sich in Zügen von Dankbarkeit und Treue gewissermaaßen dem Menschen nähert.

Ja, ich sehe ihn hohnlächelnd an der Wiege eines neugebohrnen Kindes. „Wieder ein neuer Betrogner, wird er sagen, der vielleicht nie aus dem Traume seiner Täuschung erwacht. Armseliges Wesen, schnell genug werden deine Knabenjahre da seyn, und der blinde Wahn der Menschheit wird auch deinen Geist und dein Herz fesseln. Ein sinnloses Wort: Moralität, wird dich bezaubern. Während um dich die ganze lebende Natur genießt, wirst du über Gesetzen und Pflichten, über sogenannten Rechten und Tugenden brüten, die sich in leeren Dunst auflösen, wenn man ihren wahren Geist fassen will. Du

wirst von uneigennützigen Handlungen träumen, dein verblendetes Auge wird nicht sehn, daß sie dir unmöglich sind, daß der Lusttrieb über dich herrscht, wie über den niedrigsten Wurm des Bodens, und daß du um so eigennütziger handelst, je vermessener deine Anmaaßung einer uneigennützigen Gesinnung ist. Du wirst sagen: ich bin frey, ich kann alle Leidenschaften bezähmen, unter allen Umständen gut seyn, mir ist nichts unmöglich, und die Natur wird lachend das Pflanzenthier an deine Seite stellen. Der Gedanke einer nothwendigen moralischen Ordnung im Univorsum, grenzenloser Fortschritte der moralischen Wesen im Einzelnen und der Gattung nach, der Unsterblichkeit und eines Uebergangs in andre Welten werden deinen Selbstbetrug vollenden; du wirst das Glück des Lebens übersehn, und phantastische Blicke zu einem eingebildeten Himmel richten. — Aber vielleicht stirbst auch du, wie Millionen Neugebohrne, die die Natur

blos zum Zeitvertreib so kunstvoll zusammen setzte. Da hast du doch den Strahl des Lichts gesehn, Luft eingehaucht und wieder verhaucht. Glücklich noch, wenn alle im Morgenrothe des Lebens stürben, die außerdem ihre Erdentage im Rausche blinder Täuschung verträumten.

Kann er anders, wenn er seiner Ueberzeugung folgt? Oder muß nicht solcher Spott ihn in jedem Kreise lebender tugendhafter Personen begleiten, muß er nicht am Sarge jedes guten Menschen dieselben Gesichtspunkte fassen?

„Ja er hat ausgeträumt, wird er sagen: und das Nichts gefunden, dem er so herzlich anhieng. Jetzt wird er sich dreyfach in seiner Freyheit und Sittlichkeit fühlen. Freyer kann er nie werden, denn wenn die Würmer ihm keinen Streich spielen, so kann er nach Belieben zerfallen, ja er kann, wenn er das Grab zu lüften versteht, hiehin und dahin flattern. Unsterblich ist er, denn er be-

wegt sich in Ewigkeit, wenn auch gleich nur theilweise. Die ewige Ordnung der Welt hat ihn auch nicht getäuscht, die Gesetze der Natur werden mit ihm keine Ausnahme machen, er wird sehr ordentlich seyn müssen, und, wo er auch sey, Ordnung finden. Seine Gattung wird gewiß fortschreiten, sie wird es in der Einbildung eben sowohl nach tausend Jahren thun als bisher; und mehr hat er nicht hoffen dürfen. Schade nur um den betrognen Tropf, daß er so viel aufopferte, vielleicht sein Leben durch seine menschenfreundliche Thätigkeit verkürzte. Doch nein, er wählte nur einen andern Genuß, und hat am Ende in seinem Wahne mehr genossen, als der von ihm so verachtete Wollüstling. Er ruhe sanft. Schon sind Millionen auf dem Wege, deren einer ihn ersetzt, und ihn an Thorheit vielleicht noch übertrifft."

So spottet er über den Säugling in der Wiege und über den erblaßten Leichnam im Sarge. Er denkt die zahllosen Schaaren der

Menschen, die schon gebohren wurden und starben, die zahllosen, die noch gebohren und noch sterben werden, das Ungefähr der Erzeugung, und die Zufälligkeit des Todes, die Menge der Todtgebornen, der frühzeitig Sterbenden, der Menschen, die in den größten und menschenfreundlichsten Planen weggerissen werden. Er sieht die Millionen, die unter den Lasten der Nothdurft und Unwissenheit sich nicht viel über das Thier erheben, deren Leben wohl gar keinen Werth mehr hat als ein Pflanzenleben, er sieht den Tugendhaften mit dem Schicksale ringen, und den Bösewicht glücklich, die Bedrückungen der Nationen und die Scheusale des Kriegs. — Er fragt die Geschichte der Menschheit, sie schweigt ganz über die moralischen Fortschritte der Gattung, stellt in der Geschichte der Religion ein seltsames Schauspiel von Verirrungen der Geister und Herzen dar, welches noch dauert, giebt keine Auskunft über das wahre Wachsthum der Wissenschaften, das, was verlohren, und was gewonnen worden, beweist, daß die schönen Künste noch unendlich weit von jener Eintracht der Güte, Wahrheit und Schönheit entfernt sind, die ihr höchstes Ziel ist, und daß das Glück der Nationen von je-

her ein Spiel des Zufalls, nur zu oft das Opfer der Tyranney in allen Regierungsformen war. Mit einem Worte, er sieht keinen Plan der Kultur und Beglückung in der ganzen Reihe der Jahrhunderte, und lacht über die Versuche der Weltweisen einen solchen Plan zu ergrübeln. Unbegreiflich scheint es ihm, wie man kaltblütig beweisen könne, Krankheiten hätten das Menschengeschlecht verheeren müssen, um die Arzneykunde zu erfinden, der Krieg ganze Generationen vernichten, um Frieden zu bekommen. —

Grundsätze und Ansichten dieser Art müssen den konsequenten Leugner zur Immoralität hinführen. Die Welt scheint ihm ein Possenspiel, die Menschen, wenn sie etwas anders als kluge eigennützige Thiere seyn wollen, müssen ihm vorkommen wie Visionnärs; achten kann er keinen, eben so wenig sich selbst, er betrachtet also sein Leben als blos ein Mittel für kurzen Genuß, und verbraucht es für seine Wollüste, so gut er kann, und so lange er Reiz fühlt; in seinen Mitmenschen sieht er Wesen, von denen er sich seiner Bedürfnisse halber nicht isoliren kann, und denen er gewisse Pflichten nicht abschlagen darf, wiefern er von ihnen zu hoffen oder zu fürch-

ten hat; die künftige Generation ist ihm ganz gleichgültig; nie verweilt sein Herz mit Interesse bey den Schicksalen der Welt nach seinem Tode; ob dann Freyheit und Glück der Nationen unterdrückt, der Gang der Kultur gehemmt werde, ob die Nachwelt in Barbarey sinke, dieß sind Gegenstände, die ihn nicht kümmern. In frostiger Raffinerie für die eitelsten Freuden des Lebens ist sein Geist in die Grenzen der Gegenwart gebannt; die zahllosen Sterne der Nacht schimmern über ihm, und keine Ahndung der Zukunft erhebt seine Seele.

Glücklich noch, wenn die Verbreitung seiner trostlosen Ueberzeugung unter seinen Mitmenschen nicht zu dem Plane seines Lebensgenusses gehört, und ihm der Raub der Ruhe derselben nicht Wollust verursacht. Allein nur leicht wird er es sich erlauben, Proselyten seines Unglaubens zu machen. Der wahre Gottesleugner hat so gut, wie der fanatisch Gläubige, seine eigne Unduldsamkeit und Bekehrungssucht, und sie ist um so fürchterlicher, wenn sie durch Witz und Spott unterstützt wird. —

Kann eine bürgerliche Gesellschaft wohl den erklärten Atheisten dulden? Es kommt darauf an, daß eine redliche und unerschütterte Haltung an den wesentlichsten Punkten der Grundverträge von ihm vorauszusetzen sey, und ob es nicht Widersinn enthalte, wenn sich eine große Masse solcher Menschen unter allgemeiner Erklärung ihrer Gottesleugnung zur Sicherung ihrer Rechte, die sie doch alle im Grunde einander ableugnen, verbände. Mir scheint, es würde eine solche Verbindung offenbar unvernünftig seyn. — Rousseau sagt; Ich wünschte, daß jeder Staat eine Art von bürgerlichem Glaubensbekenntniß besäße, welcher alle die gesellschaftlichen Maximen befaßte, die jeder zulassen muß, zugleich aber auch jene Maximen der Unduldsamkeit, welche als ruhestörend allgemein verworfen werden müssen. Jede Religion, die nichts diesem Codex widersprechendes hätte, müßte geduldet werden, jede verbannt, die sich nicht mit ihm vertrüge; jedem müßte es auch frey stehn, außer dem Codex gar keine Religion zu haben. Er will hier keineswegs sagen, daß erklärte Atheisten Bürger seyn könnten; sein Sinn ist, es sey kein Bekenntniß zu einer Religion im Staate nothwendig;

darin hat er gewiß Recht, indem kein Bekenntniß irgend eines öffentlichen Glaubens zuverlässig ist, und Eigennutz und Heucheley solche ohne Ueberzeugung ablegen können. Er sagt in demselben Briefe ausdrücklich, man kann den Aberglauben, der die menschliche Gesellschaft beunruhigt, nie zu scharf angreifen, und gegen die Religion, welche sie stützt, nie eine zu große Ehrfurcht hegen.

Allein ist es denn möglich, daß ein Mensch, der vom Enthsiasm für das Gute wirklich durchdrungen ist, und von der Würde der Menschheit eine vollständige und deutliche Idee besitzt, jemals entschiedener Atheist werde? — Ich halte dieß für ganz unmöglich, wenn er nämlich nicht auf eine unbegreifliche Weise sich selbst widerspricht. Er kann wenigstens Gott und Unsterblichkeit nicht leugnen, wenn er auch mit seiner Gesinnung noch Zweifel verbände. Deutliches, reines und vollständiges Bewußtseyn der moralischen Gesetzgebung, und der daraus unzertrennlich folgenden moralischen Begriffe, inniges Gefühl und Interesse für die nie zu verleugnende Wahrheit der moralischen Ordnung, und Glaube an Würde der Menschheit, führen unausbleiblich zum

Glauben oder doch wenigstens zu einem Vertrauen auf die Religionslehren, durch welches die Ueberzeugung von der Hoheit unsrer Natur gesichert, und Verzweiflung an unsrer Bestimmung und Menschenverachtung unmöglich wird.

Habe ich den Begriff der Würde der Menschheit im ersten Stück wahr und nicht ohne tiefe Empfindung ihrer Unverletzlichkeit entwickelt, so darf ich meine Leser bitten, nach der jetzt gelieferten Kritik des Atheismus jene Betrachtung nochmals mit Aufmerksamkeit und Versenkung in sich selbst zu lesen. Die Behauptungen der letztern Betrachtungen sind dann hoffentlich gerechtfertigt.

III.

K. H. Heydenreichs Grundlinien der geistlichen Redekunst.

Als Grundlage der Parallele zu Heydenreichs und Zollikofers Darstellungen.

Wir haben jetzt zwey Männer, die Teutschland stets unter seine vorzüglichen Denker zählen, und deren Andenken auch die Nachwelt ehren wird, über einen und denselben Gegenstand reden hören, und unglaublich däucht es mich, daß irgend einer, der durchdrungen ist von dem Gefühle der Hoheit seiner Natur, der Sinn hat für die höhern Angelegenheiten der Menschheit, dem Glaube an Unsterblichkeit und Gottheit aus dem reinen Herzen hervorgeht, ohne tiefe Rührung, ohne Erhebung des Herzens, und ohne für das Gute, Edle und Vollkommene stärker zu erglühen, hören sollte, was sie sagten. Der Gegenstand selbst reißt uns mit sich fort, und erhebt uns; die reine Sprache des Herzens kann nicht anders, als das Herz bewegen. In diese Stimmung müssen uns daher beide mehr oder weniger ver-

setzen, da bey beiden Streben nach dem Unbedingten sichtbar ist, da beide erfüllt und durchdrungen von ihrem Gegenstande sprechen. Daß aber beide uns nicht völlig gleich in diese Stimmung versetzen, kann keinem aufmerksamen Leser entgangen seyn, und eine Untersuchung, woher dieses komme, kann hier um so weniger des Interesse ermangeln, weil die Ursache nicht lediglich in dem Abstande der Redner von einander liegen kann, die beide nicht als scharfe Denker allein, sondern auch als des Zaubers der Beredsamkeit Mächtige hinlänglich gekannt und geehrt sind. Besonders, däucht mich, müsse eine solche Untersuchung Religionslehrern wichtig seyn, bey denen die ganze Frucht ihrer Bemühungen davon abhängt, ob und wie sie auf die Gemüther ihrer Zuhörer gewirkt haben.

Ueberzeugt also, nichts Ueberflüssiges noch Unnützes zu thun, unternehme ich, die Punkte der Vergleichung näher anzugeben, wobey sich nebenher manche Bemerkung wird machen lassen, von der es nicht unnöthig ist, wenn sie mehr zur Sprache gebracht wird.

Die erste Frage, die sich uns bey einer hier anzustellenden Vergleichung aufdrängt, ist

Zweifelsohne die: „Ob der Unterschied in den hervorgebrachten Wirkungen mehr die Materie, oder die Form des Vortrags zur Ursache habe?" Da Zollikofer uns seine Ideen als Werke der Redekunst, Heydenreich hingegen als Betrachtungen, jener also öffentlich als Künstler, dieser mehr als einsamer Denker mittheilt; so fiele eigentlich eine Vergleichung der Form weg, weil an beide nicht gleiche Ansprüche gemacht werden könnten, indem sich erwarten läßt, daß der Künstler in Hinsicht auf Rührung und Erhebung den Triumph über den Denker davon trägt, und man wird, wo dieses gleichwohl der Fall nicht ist, den Unterschied mehr in der Materie selbst suchen. Indeß nähert sich doch Heydenreich dem Redner sehr an, er spricht wenigstens großentheils als Ueberzeugter, nicht selten als Begeisterter, und deswegen hat man, um jeder möglichen Einwendung vorzubeugen, das, was beide uns jetzt über die Würde des Menschen gesagt haben, in einer zwiefachen Hinsicht zu betrachten, wenn man es gehörig würdigen will:

1) in Hinsicht auf seine Materie,

2) in Hinsicht auf seine Form, als Werk der schönen Redekunst.

Ich stelle vorerst das, was mein verewigter Lehrer über die Behandlung moralischer und religiöser Ideen in Werken der geistlichen Redekunst sagte, hier geordnet zusammen, um uns dessen sodann als leitenden Princips zu bedienen. Finden wird man gewiß, daß seine Ideen aller Aufmerksamkeit und Beherzigung würdig sind, und freuen soll es mich, wenn ich irgend etwas zur noch größeren Verbreitung derselben beygetragen hätte. Ein Religionslehrer, der sie zum Maaßstaabe seiner Vorträge nähme, könnte des glücklichsten Erfolges, der schönsten Wirkungen gewiß seyn, da Heydenreichs Theorie vollkommen auf die Natur des Menschen berechnet, ja man könnte sagen, völlig aus ihr geschöpft ist.

Meines Lehrers Theorie ist die meinige, nicht, weil sie Theorie meines Lehrers war, sondern weil ich sie bey angestellter Prüfung für wahr befand.

Um uns die Frage beantworten zu können, was geistliche Redekunst seyn und leisten solle, müssen wir uns vorher noch über einige andere verständigt haben, nämlich: Was denn Wesen und Zweck der äußern öffentlichen Gottesverehrung überhaupt? und was Beredsamkeit überhaupt sey? Nur erst, wenn man hierüber einig ist, läßt sich Wesen und Zweck der geistlichen Redekunst bestimmen.

Aeußere öffentliche Gottesverehrung.

1.

Die Gesinnungen, Bestrebungen und Gefühle des religiösen Menschen, sind so beschaffen, daß mit ihnen ein natürlicher Drang verknüpft ist, sie auszudrücken und mitzutheilen. Und es ist dies um so mehr der Fall, je mehr sie durch reine moralische Vernunft gewirkt werden.

2.

Es ist also mit der Natur des Menschen völlig übereinstimmend, daß man sich über

äußere, öffentliche, gemeinschaftliche Gottesverehrung vereinige.

3.

Alle Handlungen der äußern Gottesverehrung müssen, wenn sie Würde haben sollen, ächte innere Gottesverehrung ausdrücken, und ihr Ausdruck muß durchgängig mit dem Charakter der Freyheit, Natürlichkeit und Einfachheit bezeichnet seyn. Aller Anschein von Zwang und Mechanism benimmt der äußern Gottesverehrung ihre Würde.

4.

Jede Handlung der äußern Gottesverehrung muß das Verhältniß des moralischen Menschen zu Gott, als moralischen Schöpfer und Regierer, von einer gewissen Seite ausdrücken.

5.

Keine Handlung der äußern Gottesverehrung ist bloße Uebung des Erkenntnißvermögens, vielmehr sind bei jeder das Begehrungs- und Gefühls-Vermögen mit im Spiele.

5.

Die Anwendung von schöner Kunst zur äußern Gottesverehrung ist dem Charakter der religiösen Gesinnungen, Bestrebungen und Gefühle völlig angemessen. Und da es bey der äußern Gottesverehrung durchgängig auf Bezeichnung und Ausdruck bestimmter Gedanken und Gedankenreihen ankommt, so ist es sehr natürlich, daß Rede- und Dichtkunst die vorzüglichsten Mittel der feyerlichen äußern Gottesverehrung sind. (H. m. G.)

* *
*

Beredsamkeit.

Der Begriff der wahren Beredsamkeit läßt sich sehr einfach entwickeln, wenn man ihren Unterschied einerseits von der gemeinen Prosa, andrerseits von der Dichtkunst mit gehöriger Schärfe faßt. Durch den Ausdruck der gemeinen Prosa beabsichtigen wir bloß eine bestimmte, deutliche, und richtige Darstellung der Gegenstände, ohne den Zweck zu haben, zugleich auf Begehrungsvermögen, Gefühl und Geschmack zu wirken.

Bey dem Dichterwerke ist gerade diese Wirkung der Hauptzweck, dem die Deutlichkeit der Erkenntniß nachgesetzt wird. Zwischen beiden Arten des Wortausdrucks steht der rednerische Styl gleichsam in der Mitte; Beredsamkeit ist die Fertigkeit, ein Ganzes von Vorstellungen dem Erkenntnißvermögen durch Sprache so mitzutheilen, daß man zu gleicher Zeit auf Begehrungsvermögen, Gefühlvermögen und Geschmack eine der Deutlichkeit und Bestimmtheit der Vorstellungen nicht nachtheilige, zweckmäßige und harmonische Wirkung hervorbringe; eine in diesen Hinsichten vollendete Darstellung eines Ganzen von Vorstellungen ist ein rednerisches Werk im weiten Sinne des Worts. Der Charakter der eigentlichen Rede wird durch die Einheit und Verhältnißmäßigkeit des Stoffes, die Rundung der Behandlung, und die Beabsichtigung augenblicklicher Wirkung auf Geist und Herz durch schöne äußere Darstellung in Deklamation und körperlichen Bewegungen bestimmt. Ist die Erregung des Gefühls des Feyerlichen das Resultat ganzen Behandlung und Form, so nennt man das Werk eine feyerliche Rede.

Unter den feyerlichen Reden nehmen unstreitig die geistlichen den ersten Rang ein, in

dem die wahrhaft geistlichen Stoffe das Gefühl des Feyerlichen im höchsten Grade zu erregen fähig sind. Ein geistlicher Stoff ist ein Inbegriff von Vernunftwahrheiten, deren Gewißheit allein die Selbsteinigkeit des Menschen über seine sittliche Natur und Bestimmung vermittelt. Das Daseyn Gottes und die ewige Fortdauer der sittlichen Wesen sind die Hauptdogmen aller Religion; sie und diejenigen Sätze, welche als Gründe oder Folgen zunächst mit ihnen zusammenhängen, sind geistliche Stoffe, im vorzüglichen Sinne. Wer durch Naturanlage und Studium die Fertigkeit besitzt, solche Stoffe vollkommen und augenblicklich einleuchtend für den Verstand, eindringend und rührend für Begehrungsvermögen, Gefühl und Geschmack darzustellen, besitzt geistliche Beredsamkeit, deren Zweck in allen ihren Werken der höchste Grad einer feyerlichen Andacht ist. (H. Ph. T.)

Nachdem wir diese, zur Verständigung des Folgenden nothwendigen Sätze vorausgeschickt haben, kommen wir zu unsrer Haupt-

frage: **was ist geistliche Redekunst, und was soll sie leisten?**

1.

Die geistliche Wohlredenheit muß wohl unterschieden werden von der Redekunst, wiefern man darunter die Kunst zu überreden, durch schönen Schein zu hintergehen, und sich der Schwächen der Menschen zu seinen Absichten zu bedienen, versteht. Jene darf sich der Mittel von dieser nie bedienen *).

2.

Eine geistliche Rede ist die logisch-gesetzmäßige Darstellung einer Wahrheit der Reli-

---

*) Die Beredsamkeit, sofern darunter die Kunst zu überreden, d. i. durch den schönen Schein zu hintergehen (als ars oratoria) und nicht bloße Wohlredenheit (Eloquenz und Styl) verstanden wird, ist eine Dialektik, die von der Dichtkunst nur so viel entlehnt, als nöthig ist, die Gemüther, vor der Beurtheilung, für den Redner zu dessen Vortheil zu gewinnen, und dieser die Freyheit zu benehmen; kann also weder für die Gerichtsschranken, noch für die Kanzeln angerathen werden. Kant Krit. d. Urtheilskraft S. 216.

gion mit ihren Gründen und Folgen, in einer Form des Styles, welche das freye Vergnügen des Geschmacks erregt, soweit es sich mit strenger Zweck- und Verhältnißmäßigkeit und Deutlichkeit des Denkens verträgt.

Aus dem vorhin bestimmten wahren Charakter der äußern gemeinschaftlichen Gottesverehrung ergeben sich für die geistliche Rede, wiefern sie Mittel einer solchen Gottesverehrung ist, gewisse zwar einfache, aber nicht unwichtige Grundsätze.

Geradezu folgt aus dem Zwecke der äussern gemeinschaftlichen Gottesverehrung, als des öffentlichen feyerlichen Ausdrucks der ächten innern Gottesverehrung, daß eine geistliche Rede schlechterdings kein bloßer Lehrvortrag seyn solle. Aechte innere und äußere Gottesverehrung setzen entwikkelte und berichtigte Begriffe von den Grundwahrheiten der Religion voraus, und ihr zweckmäßiger Ausdruck sind Folgen von diesen. Der geistliche Redner mache demnach aus der Stunde der Gottesverehrung keine bloße Lehrstunde, sondern wähle und be-

handle seinen Stoff vollkommen gemäß dem Zwecke derjenigen Menschen, die unter seiner Leitung der Pflicht, Gott auch äußerlich und gemeinschaftlich zu verehren, Genüge leisten wollen. Er fasse also seinen Stoff mit nahen Beziehungen auf das Begehrungs- und Gefühlvermögen des Menschen, und wirke dann in zweckmäßiger Anordnung und Bezeichnung, vermittelst des Geschmacks auf jene Kräfte, um seine Zuhörer in die Stimmung einer andachtvollen Begeisterung zu versetzen.

Eine andere sehr natürliche Folgerung besteht darin, daß jede geistliche Rede einen Stoff behandeln müsse, welcher einen Theil der moralischen Gotteslehre ausmacht, oder doch in naher Beziehung auf einen solchen steht. Dies ist der richtige Begriff des Geistlichen im Gegensatz des Weltlichen oder Physischen.

Beide Grundsätze gelten auch uneingeschränkt, wenn der Stoff aus dem Gebiete der geoffenbarten Religion genommen ist, und ich stehe nicht an, in Beziehung auf den zweyten die Behauptung festzusetzen:

daß jeder Stoff der geoffenbarten Religion, welcher außer Zusammenhange mit den moralischen Grundwahrheiten aller Religion steht, für den Redner untauglich ist, und daß auch die ästhetisch vollkommenste Behandlung eines solchen nicht für ein Mittel wahrer Gottesverehrung gehalten werden kann. (H. m. S.)

Wer je über Kunst und künstlerische Darstellung nachgedacht hat, wird wissen, daß nicht jeder Stoff dem Zwecke des Künstlers entspricht. Da nun der Künstler durch sein Kunstwerk irgend einen bestimmten Zweck hervorbringen will, und wollen muß; so kann es ihm nichts weniger als gleichgültig seyn, welchen Stoff er wähle. Von der Wahl des Stoffes hängt so vieles ab, ob er überhaupt, und wie er seinen Zweck erreichen werde. Alles dies ergiebt sich aus dem bisher Gesagten.

Wiefern der geistliche Redner bestrebt ist, seiner Rede eine schöne (mit Freyheit hervorzubringende) Form zu ertheilen, betrachten wir

ihn als Künstler, und beurtheilen sein Werk nach Gesetzen der Kunst. Daher läge ihm vors Erste die Pflicht ob, den Stoff zu seiner Rede so zu wählen, daß er seinem Zwecke entspreche. **Sein Zweck ist**, wie wir gesehen haben, **in den Gemüthern seiner Zuhörer feyerliche Andacht hervorzubringen.** Hat er den Stoff gewählt; so tritt die Behandlung ein.

Zum Stoffe hat er das ganze Gebiet der Religion, — **Mensch**, **Menschheit**, **Welt**, **Unendlichkeit**, **Gottheit**, und die mancherley Beziehungen, in welchen Mensch und Menschheit mit den letztern stehen. Der Stoff ist also hier gegeben, und so wird sich das Verdienst des geistlichen Redners auf die Behandlung desselben beschränken. Aus allem vorher Gesagten geht hervor, daß er hier, um seines Zweckes nicht gänzlich zu verfehlen, sehr scharf bestimmen, und den reinsten Gesichtspunkt äußerst genau bezeichnen müsse. Wofern er seinen Stoff nicht nach moralischen Prinzipien behandelt, ihn nicht von moralischen Gründen ableitet, verfehlt er gänzlich seines Zweckes, und muß er Verzicht thun auf alle die Wirkungen, die er sonst unausbleiblich in

den Gemüthern seiner Zuhörer hervorgebracht haben würde.

Da mancher glauben dürfte, dies werde blos zu Gunsten irgend einer philosophischen Schule postulirt; so liegt uns jetzt der Beweis davon ob. Deswegen wollen wir vor allen Dingen die mancherley Behandlungsarten, deren ein solcher Stoff fähig ist, an einem Beyspiele angeben: denn so wird sich wohl am besten der Beweis führen lassen, ob eine andere, als die angegebene, den geistlichen Redner in den Stand setze, seinen Zweck mit Sicherheit zu erreichen.

* * *

Ueber die mancherley Arten, wie der geistliche Redner den Stoff vom Daseyn Gottes behandeln kann.

Spekulative Beweise für das Daseyn Gottes können nur Verbindungen reiner Begriffe der theoretischen Vernunft seyn, erfordern an und für sich die höchste Anstrengung und Fer-

tigkeit für Abstraktian, und werden durchgängig in dem Maaße verdunkelt, in welchem man bestrebt ist, sie lebendig darzustellen. Werden sie auch noch so geistvoll versinnlicht, so kostet es dennoch eine zu lange und gespannte Aufmerksamkeit, um ihre Verbindung zu fassen, als daß nicht die ästhetische Wirkung größtentheils verloren gehen sollte.

Was sie aber vorzüglich in Beziehung auf rednerischen Gebrauch herabsetzt, ist ihre gänzliche Unfähigkeit, ein warmes Interesse des Herzens zu erregen.

Die belebteste Darstellung der Beweise für das Daseyn Gottes aus den Begriffen eines allervollkommensten und nothwendigen Wesens erregt nichts weiter, als ein grenzenloses Staunen über das Unbegreifliche, und jenen mit einer Art von Schwindel begleiteten Reiz des Bewußtseyns, bis an die äußerste Grenze alles Wissens gedrungen zu seyn.

Beynahe möchte ich sagen, es sey für die Wirkung einer Rede nicht ohne alle Gefahr, diesen Zustand zu stark zu erregen, und zu lange zu unterhalten, indem er bey Menschen,

welche das ganze System der menschlichen Erkenntnisse nicht kritisch erwogen haben, und übersehen können, weit eher in skeptische Verzweiflung übergeht, als Ueberzeugung vermittelt.

Sehr wahr sagt **Kant** Krit. d. r. V. S. 641. N. A.: „Die unbedingte Nothwendigkeit, deren wir, als des letzten Trägers aller Dinge, so unentbehrlich bedürfen, ist der wahre Abgrund für die menschliche Vernunft. Selbst die Ewigkeit, so schauderhaft erhaben *) sie auch ein **Haller** schildern mag, macht lange den schwindelnden Eindruck nicht auf das Gemüth; denn sie mißt nur die Dauer der Dinge, aber sie trägt sie nicht. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, **man kann ihn aber auch nicht ertragen**, daß ein Wesen, welches wir uns auch als das höchste unter allen möglichen vorstellen, gleichsam zu sich selbst sage: ich bin von Ewig-

---

*) Die schnellen Schwingen der Gedanken,
Wogegen Zeit und Schall und Wind,
Und selbst des Lichtes Flügel langsam sind,
Ermüden über dir und finden keine Schranken.

keit zu Ewigkeit, außer mir ist nichts, als was bloß durch meinen Willen etwas ist, aber, woher bin ich denn? Hier sinkt alles unter uns, und die größte Vollkommenheit, wie die kleinste, schwebt ohne Haltung vor der spekulativen Vernunft, der es nichts kostet, die eine so wie die andre ohne die mindeste Hinderniß verschwinden zu lassen."

Wenn man den physikotheologischen Beweis in rednerische Darstellung einkleidet, so kommt es erstlich darauf an, die Glückseligkeit als Zweck der Natur höchst interessant und reizend vorzustellen, dann darauf, eine reiche und lebendige Schilderung der Naturanstalten zu geben, welche von einer weisen Beabsichtigung der Glückseligkeit der Lebendigen zeugen; mit besonderer und herrschender Beziehung auf das edelste Geschöpf der erkennbaren Welt, den Menschen.

Die Phantasie findet für sich hier ein ungeheures Feld eröffnet, in welchem sich unerschöpflicher Stoff zu großen und rührenden Gemählden findet. Allein, wenn auch ein Rednergeist das schönste Ganze aus den Scenen von Größe, Macht und Güte bildet, die

sich in der Natur darbieten, so macht es den=noch, wenn mich nicht alles trügt, nie eine tiefe und bleibende Wirkung, immer nur eine angenehm bezaubernde, aber flüchtige Rüh=rung, eine Art von Rausch, welcher mit dem Eindrucke des Vortrags wieder verfliegt.

Zwar ist der Zweck der Glückseligkeit für den Menschen nicht gleichgültig; allein er hat keine Erhabenheit, und läßt uns die Würde unserer Natur nicht empfinden. In jeder See=le liegt ein Gefühl dieser Würde, und ein Prinzip der Achtung vor der Menschheit. Mö=ge der Redner eine noch so schmelzende Schil=derung der Glückseligkeit, als der Bestimmung des Menschen, geben, er wird dadurch die innere Stimme seines Bewußtseyns nicht über=täuben, welche unabweislich verkündigt, daß jener Zweck zu niedrig ist, um für das Ziel alles Verlangens und Strebens des Menschen zu gelten. Im Innern desselben regt sich eine Unzufriedenheit gegen den Redner, als ei=nen Sophisten, der unsere erhabene Natur herabwürdigt, und uns mit den Thieren auf gleichen Rang zurücksetzt; weit entfernt, uns ihm unbedingt hinzugeben, und uns von der Macht seines Talents und seiner Kunst leiten

zu lassen, ziehen wir uns vielmehr zurück, indem wir von ihm überlistet zu werden fürchten.

Wahr ist es, die zahllosen Auftritte großer Anstalten und Wirkungen der Natur für die Glückseligkeit der Lebenden, durch das Genie des Redners in überraschende Gruppen zusammengestellt, erregen, wenn sie durch eine schöne äußere Darstellung unterstützt werden, ein Gefühl von Bewunderung und Liebe gegen den Urheber des Universums; aber es ist kein reines, unvermischtes und festes Gefühl. Der schönste ästhetische Schmuck, in welchen das Genie des Redners seine Ideen kleidet, kann das Unzulängliche der Gründe für das Daseyn Gottes aus der bloßen Naturbetrachtung nicht verbergen. Während der Redner seine ganze Kraft aufbietet, um sich der Herzen zu bemächtigen, während er geflissentlich aus seiner Schilderung jede Hinsicht auf die zahllosen Anstalten für Untergang und Zerstörung von Glückseligkeit entfernt, die in der Natur vorliegen, kann er denn doch die Phantasieen seiner Zuhörer nicht so ganz der wirklichen Welt entrücken, ihre Erinnerung an tausend schauderhafte Erfahrungen und Beobach-

tungen nicht so ganz unterdrücken, daß sie nicht in dem Augenblicke sich das schwarze Gegenstück zu seinem Gemählde bilden sollten. Wenn nun immer auch der Eindruck von diesem überwiegend ist, so bleibt er doch höchst zweydeutig, und die Seelen sind in einem solchen Zustande keiner heißen und ungetheilten Andacht fähig.

Wenn man diejenigen Wirkungen, welche die Religionsgründe der reinen Metaphysik der theoretischen Vernunft und der Physikotheologie, in rednerischen Werken angewendet, auf das Gemüth des Menschen hervorbringen, mit dem Einflusse vergleicht, welchen die moralischen Gründe, bei gleicher Behandlnng, haben; so bemerkt man sogleich, daß diese allein den Redner seinen Zweck vollkommen und sicher erreichen lassen.

Um diese Gründe zu fassen, bedarf man eben so wenig der angestrengten Erhebung zu abstrakten Sätzen und Beweisen der Metaphysik, als der Vergegenwärtigung ausgebreiteter Naturkenntnisse, bedarf man nur einer starken Belebung des eigenen moralischen Bewußtseyns, welche jeder Mensch ohne alle Anwei-

sung bewirken kann. Die Verbindung der einzelnen Theile dieser Gründe ist selbst der gemeinen Fassungskraft weit angemessener, als es bei jedem andern Beweise der Fall ist. (H. m. T.)

* * *

Wer aufmerksam alles bisher Gesagte beachtet hat, dem dürfte nun wohl folgender Satz einleuchtend genug seyn:

„Der moralische Glaubensgrund ist zur Behandlung für geistliche Redner und Dichter allezeit von sichrerer Wirksamkeit, als es jeder andere seyn würde."

Ist aber dieses der Fall, wie nach diesen Bemerkungen wohl niemand bezweifeln wird; so wird man sicher folgendes Gesetz für den geistlichen Redner als richtig anerkennen:

3.

Der geistliche Redner darf nie bloß darauf hinarbeiten, daß er durch schöne Form des Styles reines Wohlgefallen für Empfindsamkeit

und Geschmack bereite. Denn obwohl dies allein den ästhetischen Werth seines Werks ausmacht, und ihm gerechten Anspruch auf den Ruhm der Schönheit ertheilt, so läßt doch deshalb die Vernunft ihre Forderungen an den Inhalt desselben nicht fahren. (H. m. G.)

4.

Der religiöse Redner wirkt am zuverlässigsten auf die Gemüther, wenn er von Gründen ausgeht, die, ohne alle Zweideutigkeit und ohne alles Dunkel, ihm mit allen seinen Mitmenschen gemein sind, und die unausbleiblich in ihnen erwachen, wenn er nur die Kunst versteht, das Bewußtseyn zu treffen, und diejenigen Seiten zu berühren, die dasselbe in volles Spiel setzen. Solche sind nur die moralischen Prinzipien der Religion.

Freiheit, Vernunft, Moralgesetz, höchstes Gut sind Begriffe, die sich auf Thatsachen im menschlichen Bewußtseyn selbst gründen, und die bei gehöriger Veranlassung jeder aus sich selbst entwickeln kann. Freilich stellen sich

in den Seelen vieler Menschen der lautern Entwickelung dieser Begriffe Hindernisse in den Weg *); allein diese Hindernisse scha-

*) Der vollkommenen Entwickelung des moralischen Bewußtseyns stellen sich in der menschlichen Natur selbst mancherlei Hindernisse entgegen, die theils in Erkenntnißkräften, theils im Begehrungs- theils im Gefühlvermögen ihren Grund haben. Die vorzüglichsten davon sind: a) Ueberwiegende Herrschaft der Sinnen und Phantasie, Mangel an Selbstbeobachtung und Bestimmtheit in Auffassung der Thatsachen im Bewußtseyn, Zerstreuung, Zweifelgeist, b) Obergewalt der sinnlichen Neigungen, unordentliche Zusammenschmelzung der Vernunfttriebe mit den bloß thierischen, c) Obergewalt der sinnlichen Gefühle, Verirrung der Vernunftgefühle mit den bloß sinnlichen, überhaupt auch überspannte Herrschaft des gesammten Gefühlvermögens.

Aeußerlich stellen sich entgegen Fehler der jugendlichen Erziehung, verführerische Verhältnisse in der bürgerlichen Gesellschaft, Zerstreuungen der wirklichen Welt, welche von der Beschäftigung mit sich selbst abziehen, Schicksale des Lebens, sowohl besonders glückliche, als ausgezeichnet traurige, Sitten des Zeitalters, modische Meinungen der Philoso-

den der Wahrheit nichts; sie sind in der menschlichen Natur nicht so gegründet, daß sie nicht durch die gehörigen Mittel überwunden werden könnten. Und der Redner kann seine Wirkung erreichen, wenn jene Begriffe auch gerade nicht vollkommen deutlich gedacht werden. Ueberhaupt glaube man nicht, daß die sittlichen Gründe der Religion in demjenigen nicht wirken, der sie nicht ausdrücklich und bestimmt mittheilen kann; ihr Einfluß hängt von dieser Fähigkeit so wenig ab, daß sogar in Vielen, die die vollkommensten Theorien derselben besitzen, nichts desto weniger ihre lebendige Wirksamkeit fehlt. Man dringe nur, um diese Erklärung von aller Spitz-

---

phen, Mangel nicht genug gereinigter positiver Religion.

Die Mittel, alle diese Hindernisse zu heben, giebt die Seelenkunde an die Hand, welche demnach der Religion große Dienste leistet. Verhältnißmäßige Bildung aller Seelenkräfte, Erhebung der Vernunft zu alles überwiegender Stärke, Angewöhnung zum Selbstdenken, zur Beschäftigung mit sich selbst, Einsamkeit, sind einige der vorzüglichsten.

findigkeit und allem Einflusse der Partheysucht frei zu sprechen, etwas tiefer in die Urtheile der gemeinen Menschenvernunft über sittliche Verhältnisse, und die in der Welt der sittlichen Wesen nothwendig anzunehmende Ordnung. Der ganze Geist dieser Urtheile kündigt es an, daß in allen Menschen dieselben Gründe und Begriffe der Sittlichkeit liegen, welche Kant als die einzig wahren, in seiner Kritik der praktischen Vernunft, aufgestellt hat. Hängen nun diese mit der reinen Religion auf das innigste zusammen, so kann man nicht bezweifeln, daß Glaubenslehren, hergeleitet von ihnen, und dargestellt im Gewande der Redekunst, den leichtesten Eingang bey dem Menschen finden.

Das wahrhaft Geistliche zieht das Interesse des Menschen unwiderstehlich an sich; denn durch die Vorstellung von ihm wird der sittliche Trieb desselben befriedigt, welcher das belebende Prinzip (den Geist) seines Selbst ausmacht. Nämlich der ganze Unterschied des Geistlichen und Weltlichen beruht auf der Ableitung der Religionslehre von moralischen

Gründen. Werden die Religionslehren aus den entgegengesetzten Gründen, d. h. aus Bedürfnissen, die vom Triebe nach Glückseligkeit herrühren, entwickelt, so fällt jener Unterschied ganz weg, die Religionslehren werden, wenn ich so sagen darf, verweltlicht, und hören eben dadurch auf zu seyn, was sie seyn sollen.

Das wahrhaft Geistliche besitzt auch durchaus wahre Erhabenheit, da im Gegentheile die verweltlichten Religionslehren ihrer ganz ermangeln, und nur durch einen blendenden Anschein von Größe imponiren. (H. v. T.)

* * *

Alles dieses dürfte wohl hinreichend seyn, zu beweisen und zu bestätigen, was wir oben sagten, nämlich: daß der geistliche Redner durch die schöne Form seiner Rede allein nicht alles zu leisten vermöge, sondern ungeachtet derselben seines eigentlichen wahren Zweckes gänzlich verfehlen könne, wofern er nicht seine Ma-

terie schicklich gewählt, und — welches das Größte ist — sie gehörig behandelt hat. Gehörig heißt hier geistlich nach der oben angegebenen Bedeutung.

Laßt uns nun einen Versuch machen, die eben angegebenen Stoffe, welche der geistliche Redner zu behandeln hat, in einer solchen Beziehung darzustellen.

Der Begriff des Menschen ist nur insofern ein geistlicher Begriff, als man ihn unter der Gesetzgebung der moralischen Vernunft, als Glied der moralischen Ordnung, und nach dem ganzen Umfange seiner unter der Regierung einer heiligen und allmächtigen Gottheit zu erreichenden moralischen Bestimmung denkt.

Wenn man den Menschen bloß als ein Naturwesen betrachtet, gebildet für den Trieb nach Glückseligkeit, so ermangelt diese Vorstellung aller Erhabenheit. Möge man ihm übrigens den Zweck der theoretischen Vernunft, Erweiterung und Vollendung der Erkenntnisse im höchsten Grade zueignen, so wird sein Wesen zwar Erstaunen, aber nicht

jene Achtung und Bewunderung erregen, welche das wahrhaft Erhabene bewirkt. Und es wird dann auch nicht einmal das ganze Wesen des Menschen angegeben, welches, wenn man es vollständig entwickelt, die von der moralischen Vernunft abhängige Nothwendigkeit, zum Glauben an Gott und Unsterblichkeit überzugehen, in sich befaßt, so, daß der richtige Begriff der Menschheit kein anderer, als ein geistlicher seyn kann.

Der Begriff der Welt ist nur insofern ein geistlicher Begriff, als man sie auf den moralischen Endzweck der sittlichen Wesen bezieht, und sie als durch die Gottheit so eingerichtet anerkennt, daß jener Endzweck in der Unendlichkeit vollkommen erreicht werde. Nur so gefaßt hat diese Vorstellung Erhabenheit, da sie außerdem entweder gleichgültig ist, oder doch nur wegen ihrer Größe ein vorübergehendes Staunen erregt. Der reine kosmologische Weltbegriff der theoretischen Vernunft läßt uns, er möge eingekleidet werden, wie man wolle, ganz kalt. Der physikotheologische Begriff, der uns die Welt als einen Schauplatz der Glückseligkeit darstellt, erwärmt gewisser-

maßen durch seinen Reiz für die Sinnlichkeit, und die sympathetischen Gefühle, die er erregt; aber ein großes und dauerndes Interesse vermag er nicht zu unterhalten. Er erweckt dieses, in wiefern er geistlich ist, er muß es aber seyn, weil die Vernunft die Welt ohne den Endzweck der sittlichen Wesen, und die Erreichung von diesem ohne Gott und Unsterblichkeit nicht denken kann.

Der Begriff der Gottheit selbst ist nur insofern ein geistlicher Begriff, als man ihr die Heiligkeit im richtigen Sinne des Wortes zueignet, und von ihrer Heiligkeit die unausbleibliche Durchführung des moralischen Endzweckes der Welt erwartet. Und nur nach dieser Bestimmung ist er erhaben, da er ohne dieselbe, man möge ihn nun fassen, wie man wolle, zwar blendet und niederschlägt, aber das Gemüth nicht zu immer steigender Bewunderuug und Verehrung fesselt. Dies gilt eben so gewiß von dem Begriffe der reinen Metaphysik der theoretischen Vernunft, als von derjenigen Vorstellung Gottes, wo man, mit Aufhebung oder Entstellung des Begriffes der Heiligkeit, ihm

als höchsten Endzweck, Glückseligkeit der Lebenden und das Vermögen der besten Mittel für dieselbe zueignet *).

Der Begriff der Zukunft in ihrer Unendlichkeit ist, wie die vorigen, nur insofern geistlich, als er auf die Be-

---

*) Die Darstellung der Eigenschaften Gottes in den Werken der geistlichen Redekunst, muß ganz den Prinzipien angemessen seyn, nach welchen die Philosophie dieselben entwickelt. — Die Redner werden weder durch ihr Genie noch durch ihren Zweck berechtigt, Grundwahrheiten der Vernunftreligion zu verfälschen. Sie müssen also auch in ihren Darstellungen der Eigenschaften Gottes denen Grundsätzen getreu bleiben, nach welchen die Philosophie dieselben bestimmt. So wenig also in einem rednerischen Werke der Begriff einer Eigenschaft Gottes in einem andern, als dem durch die Philosophie bestimmten, Sinne vorkommen darf; so wenig können Redner sich erlauben, in ihren Werken Gott Eigenschaften zuzuschreiben, welche die Philosophie nicht kennt. So darf z. B. in keinem rednerischen Werke der Heiligkeit Gottes etwas vergeben, nicht etwa eine Langmuth, oder Barmherzigkeit gegen die Sünder, im gewöhnlichen Sinne, eingeführt werden.
H. mor. Gottesl. S. 135. fg.

stimmung der sittlichen Wesen zu grenzenloser Annäherung an das Ideal des höchsten Gutes bezogen wird, und auch nur insofern ist er erhaben, während er, wenn eine Hinsicht weggeschnitten würde, dieses Charakters nicht fähig seyn könnte.

Das bisher Gesagte gilt von allen religiösen Begriffen, die mit jenen zusammenhängen. Wenn die Religionswahrheiten, unterstützt von den ächten moralischen Gründen derselben, in der Seele herrschend werden, wird alles Weltliche ihnen untergeordnet, und die Erhabenheit des Geistlichen verbreitet sich über das ganze System von Vorstellungen im Gemüthe des Menschen. Jeder Naturtrieb, jedes Mittel seiner Befriedigung tritt in Beziehung auf Sittlichkeit und Bestimmung, und eben dadurch auch auf Gottheit, Zukunft und Unsterblichkeit. Kein Wunder, daß es unter den wichtigern Kräften und Verhältnissen des lebenden Menschen keines giebt, welches nicht Stoff einer geistlichen Rede seyn könnte. Eben darin besteht, in Hinsicht der Erfindung, das vorzüglichste Eigenthümliche des Genies des geistlichen Redners,

daß er eine Fertigkeit besitzt, jeden Gegenstand, der den Menschen näher betrifft, in einem für Geist und Herz fruchtbaren und interessanten Zusammenhange mit den Religionswahrheiten zu denken. Die Wahrheiten der Religion stehen unter einander im innigsten Zusammenhange, und sobald der Geist der Religion in einer Seele herrschend wird, bekommen alle Gegenstände, welche in ihrer Sphäre liegen, nähere oder entferntere Beziehung auf dieselbe.

* * *

Dieses wären denn im Wesentlichen die Hauptstoffe aller geistlichen Reden in ihren Beziehungen auf moralische Prinzipien. Wir haben nun gesehen, daß die moralischen Gründe der Religion an sich die wirksamsten, sichersten und erhabendsten sind; wir haben gesehen, daß jeder geistliche Redner, der seines Zweckes nicht verfehlen will, nur ihrer mit Zuverlässigkeit sich bedienen, und seinen Zweck überall nur durch Beziehung auf sie erreichen kann; wir haben also gesehen, daß sie es

eigentlich sind, die eine geistliche Rede zu dem machen, was sie seyn soll: allein nun bleibt uns noch die Frage zu beantworten übrig:

„Ob sie eines schönen rednerischen Gewandes auch eben so empfänglich sind, als andere, und, in dieses Gewand gekleidet, augenblickliche unzweideutige Rührungen von dauernden heilsamen Folgen hervorbringen können?“

Zur Beantwortung dieser Frage bringen wir nun jene Stoffe noch an den Maaßstab der Rhetorik.

* * *

I. Daß die wahrhaft geistlichen Stoffe der schönen rednerischen Form im höchsten Grade fähig sind, leuchtet schon dadurch ein, daß sie erhaben sind. Sie sind aber in jeder Rücksicht erhaben; sind es nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch.

Durch jeden wahrhaft geistlichen Stoff wird unsre Denkkraft an die Grenzen aller Erkenntniß geführt, das Gefühl un-

sers Unvermögens, das Uebersinnliche zu erkennen, geht in das erhebende Bewußtseyn unsrer Vernunft über, mit ihren Ideen das Uebersinnliche zu fassen. Dies geschieht unausbleiblich, wenn wir uns selbst als Glieder der sittlichen Welt, in unbegreiflichem Zusammenhange mit der Uebernatur, wenn wir das Weltall selbst, die Gottheit und die Zukunft in ihrer Unendlichkeit denken.

Jeder wahrhaft geistliche Stoff wirkt aber auch zugleich auf unser Begehrungsvermögen und Kraftgefühl. Die Idee des unermeßlichen Weltalls, die Idee der Gottheit und der Ewigkeit haben unaufhaltsam einen solchen Einfluß, wechselseitig schlagen sie uns nieder, und erheben uns. Die Idee der Gottheit hat in dieser Hinsicht die stärkste Wirkung, wir mögen uns nun vorzüglich ihre Heiligkeit, oder ihre Macht vorstellen.

Kein Werk der Redekunst befriedigt den Menschen mehr, als ein solches, welches ihm wahre Erhabenheit in vollendet schöner Form darstellt. Es sind aber auch

keine Stoffe einer so wirksam schönen rednerischen Einkleidung fähig, als die erhabenen. Das Höchste also, was der geistliche Redner erstreben kann, ist die Darstellung geistlicher Stoffe, nach ihrer Erhabenheit in schöner Form der Beredsamkeit.

Kein Theil der Theorie der Redekunst ist für den geistlichen Redner wichtiger, als derjenige, welcher von den Mitteln der Bezeichnung des Erhabenen handelt, und der geistliche Redner nach Grundsätzen, wie wir sie angegeben haben, muß sich jenen Theil um so mehr angelegen seyn lassen.

II. Unerachtet die wahrhaft geistlichen Stoffe in jeder Hinsicht erhaben sind, so fesseln sie doch vorzüglich durch ihre sittliche Erhabenheit, und der geistliche Redner muß immer bestrebt seyn, sie besonders von dieser Seite mit eindringender Kraft darzustellen.

Das sittlich Erhabene der religiösen Stoffe erfordert bald den einfachen Styl, bald die blühende Sprache der Phantasie, und bei fester Vorstellung seines Zweckes und

einem richtigen Gefühle wird der Redner selbst entscheiden, in welchen Fällen er sich der einen oder der andern von jenen Arten des Ausdrucks, in welchen beider zugleich bedienen müsse. Die wichtigsten Rücksichten für den Redner in Beziehung auf diese Erhabenheit werden immer die seyn: Bewirke durch die Kraft deiner Darstellung in den Seelen deiner Hörer eine vollständige, reine und innige Vorstellung des Ideals vollkommener sittlicher Güte und des höchsten Gutes für die sittlichen Wesen; errege ihr Interesse dafür auf das lebendige und stärkste, erhebe das Bewußtseyn ihrer Freyheit zu dem höchsten Grade von Energie und Selbstvertrauen, wecke in ihnen ein mächtiges Verlangen nach unendlicher moralischer Bestimmung und Ewigkeit, führe dieses Verlangen über zu dem Gedanken eines heiligen und allmächtigen Urwesens der Welt, stelle dieses Wesen besonders eindringend dar als die Quelle alles Guten, als die höchste Gewalt über Glück und Elend, als den unbetrügbaren Erforscher der Herzen, als Regierer und Richter der sittlichen Wesen, fasse den Menschen, von welcher Seite du ihn

auch betrachtest, durchaus in Verbindung mit jenen großen Ideen, schildre ihm ihn selbst mit allen jenen Bestrebungen, allen Gefühlen von Furcht und Hoffnung, Demuth und Erhebung, die die Vorstellung jener Verhältnisse bewirken muß, schildre ihn so, daß jeder Zug ihn an die Würde seiner Natur und die Hoheit seiner Bestimmung erinnere, daß er in frommer Begeisterung die Fesseln der Erde vergesse, und sich als Bürger einer höhern unsichtbaren Welt fühle.

III. Daß die moralischen Gründe der Religion des schönsten rednerischen Gewandes fähig sind, erhellet noch klarer, wenn man bedenkt,

1) daß sie die von der Naturbetrachtung hergenommenen Gründe keineswegs ausschließen, daß vielmehr diese mit jenen nicht nur verknüpft werden können, sondern auch verknüpft werden müssen;

2) daß die Vollkommenheit und Schönheit der Natur um so tiefer und angenehmer rührt,

wenn man sie mit einer auf moralischen Gründen ruhenden religiösen Ueberzeugung betrachtet;

3) daß selbst die scheinbaren Ausnahmen von den Gesetzen der Weisheit und Zweckmäßigkeit bey einer solchen Ueberzeugung als übereinstimmend mit dem Plane der Gottheit erscheinen, und Stoffe zu erhabenen und angenehm rührenden Schilderungen darbieten.

IV. Der Gegenstand, auf welchen die moralische Gotteslehre den Glauben an das Daseyn Gottes gründet, läßt sich sehr wohl in einer lebendigen und für Gefühl und Geschmack außerordentlich wirksamen Form darstellen. Soll indessen bey einer solchen Darstellung die Wahrheit und Lauterkeit der Begriffe nicht leiden, so ist die genaue Beobachtung gewisser Rücksichten nöthig.

a) Die moralischen Begriffe lassen sich durch Zusammenhaltung mit Naturbegriffen versinnlichen.

α) Die wirksamste Art der Zusammenhaltung moralischer Begriffe mit Naturbegriffen ist diejenige, welche den Kontrast zwischen beiden darstellt. Bey ihr ist die Wichtigkeit und Reinheit der moralischen Begriffe völlig gesichert, und durch sie wird gewiß die größte und zweckmäßigste Lebhaftigkeit hervorgebracht. Auch ist hier gar nicht zufürchten, daß der Kontrast sich in Uebertreibung verliere, da man bestimmte nothwendige Prinzipien für jene Begriffe hat. Auf diese Weise kann man in ihrem Kontraste zusammenstellen:

αα) Die Freyheit des Menschen mit der Naturnothwendigkeit. Der Mensch ist durch seine Freyheit über allen Einfluß der Naturkräfte erhaben, und die bloßen Naturwesen sind durchgängig und in allen fremden Gesetzen mechanisch unterworfen.

ββ) Das Sittengesetz mit den mechanischen Naturgesetzen.

γγ) Den Endzweck eines durch reine praktische Vernunft bestimmten Begehrungsvermögens eines endlichen Wesens mit dem Zwecke bloßer Naturdinge, sowohl vernunftlos lebender als lebloser. Dieser Kontrast ist um so mehr einer schönen Darstellung fähig, da die Betrachtung der Welt uns in der That eine Stufenfolge der Zwecke der Wesen-Gattungen vom niedrigsten und abhängigsten bis zum höchsten und unbedingten anzuerkennen bestimmt.

β) Es findet aber auch zwischen den moralischen und Naturbegriffen eine Art von Analogie statt, vermittelst welcher sie einer Vergleichung fähig sind. Hier hat man nur allezeit mit der größten Behutsamkeit darauf zu sehen, daß man die Analogie nicht zu weit verfolge, und, indem man beiderley Begriffe in einander schmelzt, die Grenzen des Reichs der Freyheit, und jenes der Natur verwirre.

b) Die moralischen Begriffe können auch

dadurch lebhaft und ästhetisch dargestellt werden, daß man den Einfluß derselben in wirklichen Handlungen und deren Folgen schildert, so wie er sich schon jetzt in dieser zeitlichen Welt findet.

Diese Methode erfordert indessen die äußerste Vorsicht, um nicht wenigstens den Anschein zu geben, als bestimme man die Natur und den Werth des sittlichen Guten nach den Folgen.

c) Die Darstellung der moralischen Begriffe kann endlich auch dadurch Lebhaftigkeit und ästhetische Kraft bekommen, daß man diejenigen Gefühle schildert, welche mit Nothwendigkeit dadurch erzeugt werden.

Die moralischen Gefühle, d. h. diejenigen, deren Grund in der moralischen Vernunft und Freyheit enthalten ist, lassen sich eintheilen in:

α) solche, welche gegründet sind im Bewußtseyn des Besitzes moralischer Vernunft und Freyheit, und denen damit noth-

wendig zusammenhängenden Vorstellungen. Diese zerfallen wieder in:

αα) Gefühle, bestimmt durch das Bewußtseyn seiner Freyheit und Erhabenheit über die Natur, sittliches Kraftgefühl, sittliche Energie; Gefühle, bestimmt durch das Bewußtseyn seiner Sündhaftigkeit und natürlichen Neigung zum Bösen, z. B. Furcht vor sich selbst.

ββ) Gefühle, bestimmt durch die Anerkennung seiner Verpflichtung nach dem Sittengesetze, und der unbedingten Würde eines rein guten Willens, als: Freude an der Hoheit seiner Natur, Achtung, Ehrfurcht vor der Vernunft, Demuth gegen dieselbe, Gefühle, bestimmt durch Lossagung von aller Pflicht, durch Empörung gegen das Gesetz, moralischer Frevel, Uebermuth.

γγ) Gefühle, bestimmt durch die Vorstellung des höchsten Gutes, als: Freude an der Erhabenheit seiner Bestimmung, Entzückung über die Unendlichkeit seines

für Erwerbung des höchsten Gutes bestimmten Daseyns.

β) solche, welche gegründet sind im Bewußtseyn, dem Moralgesetze gemäß, oder zuwider gehandelt zu haben, als: Selbstzufriedenheit, Schaam, Reue, Verzweiflung u. dergl.

Diese moralischen Gefühle sind an sich einer ästhetisch wirksamen Darstellung fähig. Sie kann aber dadurch noch ungemein belebt werden, wenn man jene Gefühle mit denen bloß mechanisch gewirkten, mit Naturgefühlen kontrastirend zusammenstellt.

Das Gefühlsvermögen des Menschen ist, wie jedes andere geistige Vermögen, abhängig von Gründen, welche von unserer Natur unabtrennlich sind. Wer durch die Mittheilung seiner Gedanken diese wirksam machen kann, hat es in seiner Gewalt, bestimmte Arten von Gefühlen zu erregen, und die moralischen Gefühle erwachen um so leichter, da sie zu-

nächst aus dem Selbst des Menschen entspringen. Sie sind auch für den Menschen die süßesten Gefühle, und gewinnen an Reiz und Annehmlichkeit, wenn sie mit andern zusammengestellt werden, die in bloßen Naturbedürfnissen gegründet sind. Es bleibt dem Genie des Redners überlassen, die glücklichsten Mittel zu treffen, um jene Gefühle auf die würdigste Weise zu erregen.

V. Der geistliche Redner kann seinem eignen Zwecke nicht mehr entgegen arbeiten, als wenn er sich bey dem Vortrage der moralischen Glaubensgründe der Religion derselben Behandlung bedient, welche dem spekulativen Philosophen bey Entwickelung desselben Gegenstandes zukommt.

Der spekulative Philosoph beschreibt die in der moralischen Vernunft befindliche Grundlage des religiösen Glaubens, legt die Verbindung der subjektiven Gründe desselben dar, und schildert den Gang einer durch diese Gründe bestimmten Ueberzeugung. Er spricht aus dem Gesichtspunkte eines Betrachters des

menschlichen Geistes, eines Analysten der Vernunft. Er theilt nicht sowohl seine lebendige Ueberzeugung, als vielmehr seine Einsicht mit, so wie er durch seine Entwickelung auch in Andern nur Einsicht bewirken will, ohne sich einzubilden, daß dadurch allein Ueberzeugung erfolgen werde. Es ist sehr möglich, daß er selbst nicht einmal überzeugt ist, und daß diejenigen Gründe der Religion, welche er wissenschaftlich darstellt, in seinem Gemüthe ohne Wirkung ruhen.

Der Redner tritt als ein Ueberzeugter auf, und theilt seine Ueberzeugung in der Form eines schönen Styls mit, indem er die volle Wirksamkeit der moralischen Gründe in der Seele seiner Zuhörer voraussetzt. Er stellt also diese Gründe (deren mögliche und, unter der Bedingung vollkommener Entwickelung der Vernunft, nothwendige Wirksamkeit der spekulative Philosoph schildert) in der wirklichen gegenwärtigen Aeußerung ihrer Kraft dar. Was also in der Beschreibung des spekulativen Philosophen als subjektiv vorgestellt wird, erscheint in der Darstellung des Redners als objektiv, ohne daß man ihnen den

Vorwurf machen könnte, durch ihre Kunst zu täuschen. Wenn der spekulative Philosoph sagt: die Vernunft fordert einen Gott und Unsterblichkeit, so sagt der Redner: es ist ein Gott, ich bin unsterblich.

Nichts ist widriger und zweckloser, als wenn Redner sich in Hinsicht der Religionswahrheiten des wissenschaftlichen Vortrags der Vernunftkritik bedienen, und diesen wohl gar mit einem blühenden Style zu vereinigen suchen.

Es ist kein Gegenstand für die Kanzel, die Theorie des Religionsglaubens zu entwickeln, seine moralischen Gründe zu vergleichen mit den Gründen falscher und unzulänglicher Beweise, und seinen Vorzug zu bestimmen, zu zeigen, daß Daseyn Gottes und Unsterblichkeit der Seele nothwendige Postulate der Vernunft seyen, was ein Postulat in dieser Beziehung heiße, u. dergl. Der Redner drücke nur den Glauben selbst in seiner ganzen Stärke und Reinheit aus, so wird er diejenige Wirkung, die man von ihm als Redner erwartet, nicht verfehlen, eine Wirkung, wel-

che nicht darin besteht, allererst Ueberzeugung zu begründen, sondern von schon befestigten Ueberzeugungen weitere Anwendung zu machen, und die wahre Kultur deß Geistes und Herzens durch rührende Kraft der Darstellung und des Vortrags zu befördern.

IV.

Versuch einer Parallele zwischen Heydenreichs und Zollikofers Darstellungen der Lehre von der Würde des Menschen.

Nach diesen vorausgeschickten Ideen kommen wir nun zu unserer anzustellenden Vergleichung selbst. Wie ich sie hier gebe, macht sie auf Vollständigkeit keinen Anspruch, sondern begnügt sich, einige Momente anzugeben, und hervorzuheben, die, wie die Sachen jetzt stehen, einer vorzüglichen Beherzigung und unpartheyischen Prüfung so sehr bedürfen, als sie ihrer würdig sind.

Der Hauptpunkt, welchen wir hier scharf ins Auge fassen müssen, ist die Frage:

Welches ist die Ursache, daß zwey gute Redner, die beide über einen und denselben Gegenstand zu denselben Menschen sprachen, diese doch nicht in völlig gleiche Stimmung versetzten?

Bevor wir zur Beantwortung dieser Frage schreiten, sey es uns vergönnt, sie selbst etwas näher zu betrachten, um uns dadurch im Voraus vor manchen Mißverständnissen, und daraus entspringenden Einwürfen, zu sichern.

Daß wir bei zwei Rednern nur dann nach der Ursache der verschiedenen Wirkungen, die sie hervorgebracht haben, fragen können, wenn beide über einen und denselben Gegenstand sprachen, daran zweifelt wohl niemand. Was verglichen werden soll, muß, wo nicht gleich, doch ähnlich seyn, Verschiedenes wirkt verschieden. Beide Redner sind aber gute. Zwar findet die Vergleichung eines guten Redners mit einem schlechten recht füglich statt, weil beide als Subjekt gleich sind, nur unterscheidet sie das Prädikat so himmelweit von einander, daß man gar nicht verlegen seyn kann, um die Ursache von den verschiedenen Wirkungen aufzufinden. Ganz anders verhält sich dieses bey zwey anerkannt guten Rednern; hier muß die Ursache tiefer liegen. Beide Redner sprechen ferner zu denselben Menschen. Ist dieses nicht der Fall, so muß jede Vergleichung von selbst wieder wegfallen, denn wie Verschiedenes verschieden

wirkt; so wirkt auch Eins und dasselbe auf Verschiedene verschieden.

Von den zwei ersten Punkten kann nun hier bei unserm Falle keine Rede seyn, wohl aber ist es nothwendig, von dem letzten ein Wort zu sagen.

Die Art und Weise, auf welche ein Redner zu einem Publikum spricht, wird von der Beschaffenheit dieses Publikums bestimmt, und nur von diesem hängt es ab, wie gemein oder gewählt, wie populär oder abstrakt er zu sprechen habe. Von seinem Publikum sagt Zollikofer in der Vorrede: „Seine Kanzelvorträge seyen für denkende und größtentheils aufgeklärte Menschen; dieser Umstand werde ihn entschuldigen, wenn der Vortrag in manchen Stellen zu philosophisch, oder zu schwer scheinen sollte; er habe das Glück, Zuhörer zu haben, von welchen die allermeisten einen solchen Vortrag ganz fassen und benutzen können; es solle dadurch die im Denken geübtere Klasse von Menschen beschäftigt und befriedigt werden, u. s. w.“ Ein eben solches Publikum aber setzte gewiß auch Heydenreich voraus, und es läßt sich von demselben wohl erwarten, daß es seine

Vorträge verstehen würde. Dieses sage ich für die, welche Heydenreichs Betrachtungen, einiger nicht ganz gewöhnlichen Ausdrücke wegen, vielleicht nicht für Reden gelten lassen wollten, weil etwa, ich weiß nicht welche Art populärer Homilieen, ihr Ideal ist.

Ich stelle mir, um alle Weitläuftigkeiten zu vermeiden, vor, alle Leser dieser Schrift hätten das Publikum dieser beiden Redner ausgemacht. Trügt mich nun nicht alles; so müssen sie gestehen, daß jeder anders auf sie gewirkt habe, und wollen sie sich den Eindruck genau angeben, so däucht mich, die Entscheidung würde ohngefähr dahin ausfallen, daß Zollikofer mehr für den Verstand entwickelt, Heydenreich alles mehr in die Region des Herzens gezogen, dieser mehr erwärmt, jener mehr belehrt habe. Heydenreich durchglüht uns, wo Zollikofer uns nur sanft erwärmt, jener erfüllt uns mit dem erhabenen Gefühl der Achtung und Hoheit, dieser erregt unser Staunen, vielleicht unsere Bewunderung, nöthigt uns aber nicht in dem Grade unsere Achtung für uns selbst ab.

Ist nun die Ursache dieses Unterschiedes bloß in der charakteristischen Verschiedenheit beider Redner gegründet? Diese Frage dringt sich hier wahrscheinlich jedem zuerst auf, der nicht gewohnt ist, über das Erste hinaus zu sehen. Man kennt Zollikofern als einen ruhigen strengen Denker, der alles mit Klarheit und Bestimmtheit vorzutragen weiß, nie die zum Forschen und Ergründen nothwendige Ruhe verliert, dessen Sprache voll Würde, nicht selten feierlich ist; Heydenreich hergegen, obschon ebenfalls scharfsinniger Denker, war doch zugleich mehr poetischer Kopf, faßte deshalb seine Gegenstände mehr in Beziehung auf das Gefühlsvermögen, trug lebhafter vor, brauchte kühnere Bilder, Gleichnisse und Metaphern, wußte überhaupt das Abstrakte mehr in den Kreis des Konkreten herabzuziehen. Dieses Urtheil, welches, im Allgemeinen gefällt, allerdings sehr richtig ist, kann uns aber hier noch nicht genügen, und wir können nicht bei ihm stehen bleiben, sondern wir müssen untersuchen, wem denn nun eigentlich der Preis zuzuerkennen sey, und dabei fragen wir nicht nach der Individualität des Redners, sondern nach dem,

was er dem Zwecke seiner Rede gemäß her-vorbringen wollte und sollte.

Allerdings muß die geistliche Rede eine Wahrheit mit ihren Gründen und Folgen logisch-gesetzmäßig, rein, klar und faßlich darstellen; denn obschon sie kein bloßer Lehrvortrag seyn soll, so darf doch der Verstand nicht hintangesetzt werden. Bloße Rührungen, vorübergehende Gefühle hervorzubringen, wäre zweckwidrig, weil dies den Anschein geben könnte, als ob dem Redner darum zu thun sey, nur Leidenschaften in Bewegung zu bringen, damit der Verstand schweige, als ob er durch schönen Schein blenden, täuschen wolle. Nein, die Einsicht muß befriedigt, Ueberzeugung des Verstandes bewirkt, die Wahrheit klar und bestimmt dargelegt, Zweifel, die dem Zuhörer aufstoßen könnten, müssen beseitigt werden, und selbst dem Denker ist eine Uebersicht nicht ganz entbehrlich.

Wie viel Zollikofer hierin geleistet habe, ja wie sehr er hierin Meister war, das liegt am Tage: allein man gehe Heydenreichs Darstellung durch, und man findet nicht etwa tu-

multuarischen Vortrag, der den Verstand betäubt, Redepomp, der nichts aufklärt, wohl das Dunkle gar absichtlich herbeizieht, um etwa einer Art theatralischen Effekts dadurch hervorzubringen, der wohl überraschen, aber auch nur überraschen kann, ungültige Insinuationen an die Einbildungskraft u. s. w. sondern man findet völlige Befriedigung auch für den Verstand und die nöthige Entwickelung der Begriffe. Beide belehren uns, beide sind bestrebt, uns ihre Wahrheit mit Gründen und Folgen klar und bestimmt darzulegen, und hierin kann also die Ursache ihrer verschiedenen Wirkungen nicht liegen, denn beide haben von dieser Seite den Zweck der Rede erreicht, und geleistet, was sie sollten. Der verschiedene Gang bei beiden ist hier von gar keinem Einfluß.

Allein, wir haben noch eine zweite Anforderung an den geistlichen Redner, ihren Stoff nämlich in Beziehung auf Gefühls- und Begehrungsvermögen darzustellen. Hat nun vielleicht von dieser Seite einer der beiden Redner nicht genug gethan, und seinen Zweck nicht zu erreichen gestrebt? Mancher dürfte vielleicht, nach der oben von den beiden Rednern entwor-

fenen Charakteristik, hier in Versuchung gerathen, zu gestatten, daß Zollikofer vielleicht, indem er männlich sprechen wollte, zu trocken geworden sey, sich nur zu sehr an den Verstand, ohne Theilnehmung des Herzens, gewendet habe. Daß dieses bei Zollikofer, seiner Individualität nach, wohl habe seyn können, ist nicht zu läugnen, denn Zollikofer suchte überall den Weg zum Herzen durch den Kopf, seine Religion war keine Religion, die sich auf Einbildungskraft und Gefühlsglauben, sondern auf Gründe der Vernunft stützte, allein eben dieses ist auch bei Heydenreich der Fall, und es ist von Zollikofer unverkennbar, daß er hier sich sehr bestrebte, das Herz zur Theilnehmung an der gefundenen Wahrheit zu bringen, sie dem Herzen so nahe als möglich zu legen. Läge es also blos an dem Mehr oder Weniger; so hätte doch einartige Wirkung hervorgebracht werden müssen, die hier nur schwächer, dort stärker seyn würde, allein die Wirkung ist verschieden. Daß Zollikofer mehr entwickelt, Heydenreich mehr auf Gefühl wirkt, jener einleuchtender für den Verstand, dieser eindringender für das Herz darstellt, dieses alles ließe sich aus der Individualität der Redner, aus

der Form ihrer Reden erklären, und keinem ließe sich mit Recht ein Vorwurf darüber machen, daß er nicht dem andern in diesen Stükken gleich ist, sobald nur jeder das ihm Mögliche that, wie hier unläugbar von beiden geschehen ist: allein wenn wir noch finden, daß Heydenreich uns da Achtung abnöthigt, wo wir bei Zollikofer bloß staunen; so ist der Fall ganz anders. Hievon ist nicht bloß schwächere oder stärkere, aber doch immer einartige Wirkung, sondern gänzlich verschiedene; hievon kann die Ursache nicht in der bloßen Form der Rede liegen, welche, so oder so, doch immer, wenn sonst alles gleich ist, gut seyn kann, sondern sie liegt in der Behandlung des Stoffes nach moralischen Prinzipien, die, des hervorzubringenden Zweckes wegen, schlechterdings nur Eine seyn kann und soll.

So kommen wir denn auf den dritten Punkt, welcher der wichtigste in unserer Untersuchung ist, weil nur durch ihn, keineswegs aber durch bloße, auch noch so schöne und wahre, nicht etwa bloß schimmernde, Beredsamkeit der eigentliche Zweck der Gottesverehrung erreicht wird. Auf ihn wollen wir daher unsere vor-

zügliche Aufmerksamkeit lenken, und es andern überlassen, eine Vergleichung beider Redner in rhetorischer Hinsicht anzustellen, und weiter auszuführen. Nur glaube man ja nicht, es sey meine Absicht, den in jedem Betracht ehrwürdigen Zollikofer herabsetzen zu wollen, denn es wäre ja Thorheit ohne Gleichen, einen Mann darum tadeln zu wollen, weil er einen Weg nicht gieng, den er nicht kannte; aber in dieser Zusammenstellung zu zeigen, daß der von Zollikofer betretene Weg nicht der richtige gewesen, mithin künftig zu verlassen sey; dieses ist allerdings meine Absicht, und ich bin fest überzeugt, niemand als gerade Zollikofer selbst würde sich so sehr darüber freuen, wenn sie mir gelänge.

Abgesehen also von allem ästhetischen Werthe, haben wir die Forderungen in Anspruch zu nehmen, welche die Vernunft an den Inhalt macht, und hier trägt gewiß Heydenreich den Preis über Zollikofer davon, der seinen Stoff viel zu wenig *geistlich*, in der angegebenen Bedeutung dieses Wortes, behandelt hat.

Um dies durch ein Beispiel zu erläutern; so nehme man nur gleich die Erklärung, wel-

che Zollikofer von der Würde des Menschen giebt, in Vergleichung mit der Heydenreichischen. Unter Würde des Menschen versteht Zollikofer alles, was seine Natur, sein Zustand, seine Bestimmung vorzüglich Großes und Ehrwürdiges an sich haben, und nennt besonders Verstand, Freiheit, Thätigkeit, immer zunehmende Vollkommenheit, Unsterblichkeit, die Stelle, die er auf dem Erdboden einnimmt, und das, war er in Absicht auf denselben ist und thut.

Ja, es ist gewiß, alle diese Stücke zeichnen die Natur des Menschen aus, allein geben sie ihm so, wie Zollikofer sie bestimmt hat, auch Würde? Man lese einmal unpartheiisch, mit unbefangenem Geiste seine weitere Ausführung durch, und man wird, ungeachtet alles oratorischen Schmuckes, ungeachtet des ädlen Styles, ungeachtet der herzlichen eindringenden Beredsamkeit, sich — nicht befriedigt finden. Tausend und tausend Zweifel steigen auf. Daß diese Organisation aufgehaben gen Himmel ist, daß der Mensch empor blickt zu den Sternen, daß er sich besinnen kann, daß sein Geist frei und Fessellos die

Schranken des Raums und der Zeit überfliegt, daß er immer vollkommener wird, ja selbst daß er nie endet, — alles dieses, was dem Stolze des Menschen so sehr schmeicheln kann, wie klein, wie armselig scheint es doch, wenn es dadurch bloß auf Bedürfniß abgesehen ist, wenn kein über die Sinnlichkeit hinausreichender Endzweck dadurch erstrebt werden soll. Was ist es doch um alle unsere Vernunft, wenn sie nichts ist, als die Dienerin der Begier, was unser Denken, wenn es nach dem höchsten Fluge immer nur nach — der Küche zurückkehrt! Daß unsere Vernunft und unsere Freiheit, wenn es damit bloß auf Lebensgenuß abgesehen ist, uns zugleich bei weitem schlechter als ein Instinkt berathen, ist oft schon angemerkt worden. Wenn nun aber hier in diesem Kreislauf das Aedelste und Höchste immer nur wieder Mittel für das Niedrigste und Schlechteste wird, wo ist dann seine Würde?

Alles, wie es Zollikofer aufführt, hat bloßen Werth, und jeder Werth ist relativ, hängt von Bedingungen ab, von Brauchbarkeit als Mittel. Darin, daß Zollikofer auf diese Seite hinneigte, liegt das Grundübel seiner

Darstellung, darin liegt auch der Grund, warum die meisten der vorangegebenen Reden durchaus da, wo von der Würde des Menschen die Rede ist, keine Stelle finden dürfen. Viele dürften wohl bloß weichliche Gefühle, nicht aber das erhabene Gefühl der Pflicht erregen, und darum könnte ihnen nicht mit Unrecht der Name von geistlichen Reden völlig abgesprochen werden, denn sie verfehlen ihres Zweckes, sind viel zu weltlich.

Ein Wesen, das nur Werth hat, wird Bedingungsweise nach seiner Brauchbarkeit geschätzt; soll es Würde haben, so muß ich es, abgesehen von allem Gebrauche als Mittel, unbedingt achten können. Ueber ein solches Wesen hinaus giebt es nichts, es ist Endzweck. Von dieser Seite ist es, daß Heydenreich die Würde des Menschen gefaßt hat, und sie bot freilich eine ganz andere Ansicht.

Zollikofer stellt den Menschen von seiner verständig-praktischen oder technischen, Heydenreich von seiner vernünftig-praktischen oder moralischen Seite dar, und hier liegt der Hauptunterschied zwischen beiden, und der Fehler

Zollikofers, welchen Religionslehrer künftig durchaus zu vermeiden haben, wenn es ihnen anders wahrhaft darum zu thun ist, auf immer größere Ausbreitung der Moralität unter den Menschen hinzuwirken, welches ja doch wohl ihre Pflicht ist. Der Unterschied ist schon in oratorischer Hinsicht bedeutend, bei weitem mehr noch in moralischer. Wer den Menschen nur von seiner technischen Seite darstellt, kann es nicht höher als bis zu gewissen Grundsätzen bringen, wer ihn von der moralischen Seite faßt, erhebt uns eben dadurch zu Ideen, und dies macht seine Darstellung erhaben. Allein hievon abgesehen, wollen wir jetzt nur die Wirkung untersuchen, welche solche Darstellungen auf die Moralität haben.

Will der geistliche Redner wahrhaft moralische Gesinnungen bewirken; so darf er durchaus nicht von Glückseligkeit, sondern muß von der Würdigkeit derselben ausgehen, und alles hierauf zurückführen. Dieses ist schon oft gesagt, und wieder gesagt, leider! aber von vielen immer noch nicht verstanden worden, und deshalb erlaube man mir, hierüber zuvörderst einige Erläuterungen zu geben. Der ganze

Streit beruht auf jeden Fall nur auf einem Mißverständniß, das sich doch wohl wird heben lassen.

Vor allen Dingen muß ich hier den Evdämonisten sagen, daß sie sich nicht wenig irren, wenn sie glauben, die Kantische Schule verlange, der Mensch solle gar nicht suchen sich glücklich und glückselig zu machen, sondern nur würdig der Glückseligkeit. Aus diesem Irrthum entspringt der ganze Streit, und man ficht gegen eine Windmühle, weil man sie für einen Riesen hielt. Nein, der Mensch bedarf nach seiner Natur des Glücks und der Glückseligkeit, er sucht sie, und es ist kein Gesetz vorhanden, weder in ihm noch außer ihm, welches ihm dieses verböte, wohl aber ist ein Gesetz vorhanden, welches ihm gebietet, sich nicht glückselig zu machen auf Kosten seiner Pflicht und Tugend, nicht Glückseligkeit zu verlangen, ohne derselben würdig zu seyn, und überhaupt, daß alles, Genuß und Gebrauch seiner Güter und seines Lebens unter den Maaßstab der Pflicht gebracht werde. Warum denn sonst auch machte sich der Mensch Vorwürfe über den Genuß eines Glücks, das er durch Büberei sich

verschafft hat? Warum sonst, als weil er sich die Würdigkeit dazu absprechen muß? Weil er, von der ewigen Regel des Rechts genöthigt, bei sich selbst nicht billigen kann, daß er hier ein Glück erlangt hat? Der wäre durchaus aller Sittlichkeit verlustig, der nie beim Anblick der Welthändel bei sich die Frage aufgeworfen hätte: warum es dem Bösewicht wohl, dem Tugendhaften übel gehe? Bei dieser Frage aber setzt er, wie Seneca bei der ähnlichen, eine moralische Welt-Ordnung und Regierung voraus, bei welcher Gutes und Böses nach Gerechtigkeit vertheilt werden solle, und dies heißt nichts anders, als jeder solle nur in dem Maaße glücklich und glückselig seyn, als er dessen würdig ist. Diese moralische Anforderung findet man selbst bei unkultivirten Völkerschaften z. B. bei den Grönländern, das feinste Volk der Erde aber die, Griechen hatten eine eigne Göttin, welche die Glückseligkeit nach der Würdigkeit besorgte, — Nemesis, sie, die Entscheiderin des Lebens, die Tochter der Gerechtigkeit, die Göttin mit dem ernsten Blicke, die den Uebermuth haßt, den Neid verbannt, den Stolz beugt, immer die Hand an der Wage hält, ernst in den Busen blickt,

und das Recht vertheilt. Man untersuche alle Beinamen, welche die Dichter, alle symbolische Attribute, welche die Künstler dieser Göttin beygelegt haben, und stets wird man dadurch auf das feinste, richtigste, moralische Bewußtseyn bei den Griechen zurückkommen. Gewiß aber ermangeln unsere Evdämonisten desselben auch nicht, denn die Einschränkungen, welche sie bei ihrem Prinzip der Glückseligkeit oder der Selbstliebe machen, geben alle deutlich zu erkennen, daß sie sich des moralischen Grundgesetzes, sich der Glückseligkeit würdig zu machen, recht sehr wohl bewußt sind. Wenn sie nämlich sagen, Glück und Glückseligkeit sind sehr verschiedene Dinge, die letztere besteht in einer innern Zufriedenheit, deren man ohne Tugend nicht theilhaft werden kann, um glückselig zu werden muß man also tugendhaft seyn, was behaupten sie denn damit im Grunde viel anders, als was wir eben auch behaupten?

Da denn aber dieses der Fall ist; so werden sie ja wohl auch keinen Anstand nehmen, uns zuzugeben, daß die Regel: strebet vor allem nach dem, was recht ist, nicht angefochten werden könne? Sie also wollen, der

Mensch solle seine Pflicht thun, und wir wollen das auch — sind wir denn da nicht einig? Mich däucht, der müsse durchaus nicht wissen, was er wolle, oder es müsse ihm wenigstens an philosophischer Bestimmtheit nichts liegen, der hier noch seine Formel: strebe nach Glückseligkeit, nicht gern gegen die bestimmtere: strebe dessen, was dein Glück macht, durch Tugend würdig zu seyn, genieße und gebrauche dein Leben, alles, was Dir wird und Dich umgiebt, nur in Gemäßheit deiner Pflicht, vertauschen wollte. Kommt es darauf an, zu entscheiden, was in einem Kollisionsfalle aufgeopfert werden solle, ob Glück, Ruhe, Lebensgenuß oder Tugend, so sind ja beide augenblicklich wieder einig. Noch jetzt also kann ich meine, in der Bestimmung des Menschen gemachte Aeußerung, daß die moralisch handelnden Evdämonisten sammt und sonders inkonsequent seyen, nicht zurücknehmen.

Man verdrehe nur den Begriff der Glückseligkeit nicht, und treibe mit ihm kein sophistisches Spiel; so wird man bald einig seyn. So lange man aber freilich Merkmahle in ihn aufnimmt, die ihm durchaus nicht zukommen,

läßt sich keine Vereinigung hierüber erwarten. Glückseligkeit ist etymologisch genommen eine Zusammensetzung von Glück und Seligkeit. Glücklich nennen wir denjenigen Menschen, der sich einen angenehmen Genuß des Lebens leicht verschaffen kann. Selig bedeutet in den Zusammensetzungen unserer Sprache das Sichselbstgefallen in einem Zustande, z. B. Sprachselig. Glückseligkeit kann demnach nichts anders bedeuten, als den Zustand eines Menschen, welcher sich in seinem Glücke selbst gefällt. Es ist wahr, daß hiezu Zufriedenheit, Ruhe u. s. w. nothwendige Bedingungen sind, — wie aber, auch moralisches Bewußtseyn, das uns über uns selbst erhebt, und uns in Ermangelung alles Glückes trösten, beruhigen, Schadlos halten, statt aller Lebensfreude seyn solle? Dieses Merkmahl liegt offenbar in dem Begriffe der Glückseligkeit nicht, und die Evdämonisten haben es nur durch einen Erschleichungsfehler hineingebracht, welcher aber ein Bürge des ewig wachen, durch keine Sophistik einzuschläfernden moralischen Bewußtseyns, und zugleich der moralischen Gesinnungen der Evdämonisten selbst ist, die hier, zuwider ihrem Systeme,

die Würdigkeit der Glückseligkeit dieser selbst vorziehen, und über sie setzen.

Nach dieser kleinen, nicht unnöthigen Abschweifung, komme ich zurück zu der obigen Behauptung, daß der geistliche Redner, welcher wahrhaft moralische Gesinnungen bewirken will, durchaus nicht von Glückseligkeit, sondern von Würdigkeit derselben ausgehen dürfe, und alles hierauf zurückführen müsse. Diese Behauptung ist mit dem Satze: der geistliche Redner solle den Menschen nicht von der sinnlichen, noch technischen, sondern der moralischen Seite fassen und darstellen, alle andere ihr unterordnen, und nur in Beziehung auf sie als von besonderm Werthe schildern, wenn er seines Zwecks nicht verfehlen wolle, gleichbedeutend, und dies ist der Punkt, von welchem eine zwischen unsern beiden Rednern gezogene Parallele ausgehen muß. Wir sehen dabei auf die Wirkungen, welche die Darstellung eines jeden auf Moralität haben muß.

1) Der Redner, welcher alles auf Glückseligkeit bezieht, mithin von dem Prinzip der Selbstliebe ausgeht, steht in Gefahr, mora-

lischen und religiösen Indifferentismus bei seinen Zuhörern zu bewirken. Es ist offenbar, daß er, indem er Glückseligkeit als Ideal des Strebens aller menschlichen Thätigkeit aufstellt, die Selbstliebe bei dem Menschen immer mehr in Anregung bringt. Je schöner, reizender er nun die Güter des Lebens schildert, vielleicht in der Absicht, um dadurch Dank und Liebe gegen den Geber derselben zu bewirken, desto mehr wird er nur die Gemüther derjenigen verhärten, die derselben entweder wirklich ermangeln, oder zu ermangeln glauben, und sie werden um so unbilliger und ungerechter urtheilen, je mehr ihre Begierde nach einem Antheile daran gereizt worden ist. Die Selbstzufriedenheit der Tugend, die sie nicht von ihrer uneigennützigen Seite kennen lernten, die ihnen nur ein Mittel dünkt, etwas dadurch zu erwerben, nicht aber das höchste Gut selbst, wird ihnen nun nicht genügen, und die Gottheit ihnen als partheiisch erscheinen, weil sie andern, die vielleicht unwürdiger sind, oder ihnen doch so dünken, im Uebermaaß ertheilte, woran es ihnen so sehr mangelt. —

2) Derselbe Redner ist also in Gefahr eine kaufmännische Politik statt einer reinmenschlichen Moralität hervorzubringen.

3) Was er über Tugend sagt, kann nicht anders, als unbefriedigend ausfallen, denn verführt von seinem Systeme, wird das, was er für Tugend giebt, nie frei von Eigennutz seyn, da uns doch nur eine uneigennützige Tugend unsre Achtung abnöthigt, und gewiß ist, sich der Herzen zu bemeistern, die aber durch den Sirenengesang der Selbstliebe leicht eingeschläfert werden. Die Tugend wird zum Mittel herabgewürdigt, nicht als Endzweck dargestellt, was sie, troz Herrn Platners sophistischen Spitzfindigkeiten, worüber ich mich an einem andern Orte ausführlicher erklären werde, durchaus muß.

4) Mit der Hinwegnahme einer allein auf die Achtung für das moralische Gesetz in unserm Innern gegründeten Tugend und was daraus folgt, dem Erheben des Sinnlichen über das Uebersinnliche, des Wandelbaren über das Beharrliche, des Fliehenden über das Bleibende, wird die Religiosität

gefährdet, denn man untergräbt das Fundament aller Religion, die dieses Namens würdig ist, wenn man eine andere als moralische Gotteslehre, deren Basis das Sittengesetz ist, annimmt, bei welcher allein ächter Glaube an Unsterblichkeit und Gottheit statt finden kann. In jedem andern Falle sind zwei Abwege gar sehr zu fürchten, daß man entweder die Religion zur Sinnlichkeit herabzieht, und dadurch ihrer Heiligkeit und Würde beraubt, oder sie ganz für überflüssig erklärt, weil sie mit dem zusammenhängenden Ganzen der Vernunfterkenntnisse hier nur, wenn überhaupt einen, doch sehr lockern Zusammenhang hat. Eines dritten, und des gefährlichsten, Abweges, wo man aus Furcht vor den Uebeln, die nach dem Tode kommen könnten, sich statt guter Handlungen durch einen sinnlosen Glauben mit der Gottheit abzufinden meint, erwähne ich hier darum nur nebenher, weil wir hier ein denkendes Publikum vorausgesetzt haben, welches wohl zur Irreligiosität, nicht aber zum Aberglauben verleitet werden kann.

So viel ist gewiß, jeder moralische Dogmatismus führt den denkenden Kopf zum mo-

ralischen Skeptizismus, auf dessen schneidender Spitze der Mensch sich nicht lange halten kann. Sinkt er nun auch nicht gerade zum Antimoralismus herab, so fällt er doch schlimm genug, nach einer Periode des moralischen Indifferentismus, zuverlässig einem gröbern oder feinern Materialismus in die Arme, der sich, und um so mehr, je konsequenter er verfährt, in religiöser Hinsicht schlechterdings nur mit Atheismus oder Pantheismus endigen kann, wenn er nicht bei überwiegenden moralischen Gesinnungen, mit einem moralischen Stolze vereinbart, in Autotheismus ausartet.

„Und dessen — hör' ich mir hier zurufen — wagst du Zollikofern zu beschuldigen? Welch ein Ungeheuer machst du aus dem ehrwürdigen Manne!" — Nein, meine Freunde, ihn den Ehrwürdigen, dessen Andenken mir so heilig ist, als meines Sokrates, Gellert und Garve, ihn, der so eifrig nach dem Wahren forschte, und der das Gute so redlich übte, ihn beschuldige ich dessen nicht, wohl aber das System, das einigermaßen auch das seinige war. Ich sage einigermaßen, denn es

sind Spuren genug in seinen Schriften vorhanden, welche zeigen, daß es ihn nicht befriedigte, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß der ädle Mann, der auf jeden Fall zu den bescheidenen Zweiflern gehörte, oft genug Kampf mit sich selbst über dieses System gehabt habe, wie ich denn gewiß glaube, daß sich jeder denkende Dogmatiker, der sich also über den gröbsten Empirismus erhob, zuverlässig einer Zeit bewußt seyn wird, worin er Anwandlung vom moralischen Skeptizismus, Materialismus und Pantheismus hatte, und sich gewiß so lange in Unruhe befand, bis seine moralischen Gesinnungen sein System überwogen. Auch gehört er zu denen, welchen die Wahrheit ahndete, er war ihr nahe genug auf der Spur, er hatte nur noch einen Schritt zu ihr. Ueberall finden sich bei ihm die unverkennbarsten Spuren der reinen Moralität und Hinweisungen auf dieselbe, Schade! daß er uns zu früh entrissen wurde! Er würde den innigsten Antheil an den spätern Verhandlungen der Philosophie genommen, und uns Muster hinterlassen haben, wie man von den Lehren derselben Gebrauch für denkende Menschen, die

nicht gerade selbst Philosophen sind, machen, und im Leben die gefundene Wahrheit anwenden müsse.

Was aber unsern gegenwärtigen Gegenstand betrifft, da hat Heydenreich alles geleistet, was nach einem solchen Vorgänger geleistet werden mußte und was die Sache erforderte. Er hat nicht bloß ergänzt, nicht etwa nur fortgeführt, wo dieser aufgehört, ausgefüllt, wo dieser Lücken gelassen hatte, sondern ihn durchgehends berichtigt, und die Untersuchung auf den Punkt geführt, von welchem sie ausgehen muß, wenn sie fruchtbar seyn soll. Eine Vergleichung zwischen beiden ist darum so lehrreich, weil sie nicht nur die Gefahr jedes dogmatischen Systems für den denkenden Kopf so klar an den Tag legt, sondern zugleich zeigt, auf welche Art und Weise man verfahren müsse, wenn man jene Gefahr vermeiden, oder gänzlich bei Seite schaffen will.

Zollikofer geht von keinem festen Punkte aus: Heydenreich von dem, von welchem man allein mit Sicherheit ausgehen kann, von der Entwickelung des Bewußtseyns im Menschen im Zustande seiner reinen Besonnenheit. Zol-

likofer koordinirt die Anlagen des Menschen, welche seiner Natur einen Vorzug von den Thieren geben, ohne den höchsten besonders hervorstechend darzustellen: Heydenreich subordinirt dem höchsten, welcher den Menschen als Endzweck darstellt, alle übrigen, und zeigt deutlich, daß sie nur Werth haben, wiefern sie auf jenen bezogen werden. Man wende mir hier nicht ein, daß Zollikofer ja doch ausdrücklich die Tugend als das Höchste im Menschen anführe, denn wer ihn mit geschärfter Aufmerksamkeit liest, findet bald, daß er durch seine so beredten Schilderungen der sinnlichen und technischen Natur des Menschen, seiner Anpreisung der Tugend selbst nicht geringen Eintrag gethan habe, und daß also hier, wiefern er die Würde des Menschen schildern wollte, ein Fehler ist. Zudem ist das, was er über die Tugend sagt, in der That eine bloße Anpreisung derselben: Heydenreich hergegen entwickelt sie aus dem moralischen Bewußtseyn, und zeigt sie als ein nothwendiges Eigenthum des Menschen, ohne welches er sich selbst nicht mit Achtung denken könne. Bey Zollikofer ist nicht nur der aufgestellte Begriff von Tugend schwankend, sondern selbst der Grund ihrer

Verbindlichkeit ist mangelhaft angegeben, verpflichtet wenigstens den Läugner einer Offenbarung nicht: fest und sicher steht er bei Heydenreich, und verpflichtet jeden, der sich nur je mit Bestimmtheit darüber Rechenschaft abgelegt hat, was es heiße, daß er ein Mensch sey. Unsere Perfektibilität, Unsterblichkeit, Religion und Gottesglaube erscheinen bey Zollikofer in keinem bündigen Zusammenhange, man spürt sehr fühlbar die Lücken, welche sein System hier ließ, Mangel an Gründen, oder wo sie sind, doch viel Mangelhaftes in denselben: bei Heydenreich geht eins nothwendig aus dem andern hervor, auf unerschütterlicher Basis ruht das Ganze, Moralität, Glaube an Unsterblichkeit und Gottheit und Religion schließen einen nothwendigen ewig unauflöslichen Bund, und nun erst steht der Mensch in voller Würde da, und nur ein Bösewicht vermöchte es, jetzt noch über sie witzeln zu wollen. Zwar fürchte ich nicht, daß es einen so ruchlosen Menschen gebe, der darüber zu witzeln vermöchte, wenn er auch nur Zollikofers ädle Worte gehört hätte, die aus so ädelm Geiste flossen, allein schlechterdings unläugbar ist, daß die Zollikoferische Darstellung einen Läugner der Offenbarung,

der dabei kein guter Mensch ist, nicht bekehren, noch dem ädeln Zweifler an Sittlichkeit und Religion Ruhe und Frieden geben werde, denn das transscendirende System, welchem er anhieng, welches auch in seinem Begriffe von Tugend (worin sich Wolf und Crusius zugleich wieder erkennen) sichtbar ist, kann nicht anders als dem Zweifelgeist nur immer mehr Vorschub thun. Dieses Aedelste, was der Mensch hienieden erstrebt, Selbsteinigkeit, giebt aber Heydenreich in vollem Maaße, und er hat überdem hier noch das besondre Verdienst, eine Menge Bedenklichkeiten, welche ein übel verstandener Synkretismus ihm und dem Kritizismus entgegen setzen könnte, auf eine so befriedigende Weise gehoben zu haben, daß er auch von dieser Seite die Harmonie des Menschen mit sich, der Welt und der Gottheit, glücklich bei dem wieder hergestellt hat, der bei dem Geschrei jener Auswählenden, das eben nicht klein ist, sie wohl hätte für verstimmt halten können.

Warum uns also Heydenreich mehr befriedige, als Zollikofer, warum wir bei diesem allenfalls über uns staunen, indeß wir bei je-

nem nicht umhin können, uns mit tiefster Achtung unserer selbst zu denken, warum wir tiefer und inniger uns bei Heydenreich, als bei Zollikofer, von unsrer Würde durchdrungen fühlen, das, glaub' ich, liegt nun am Tage. Es war mir darum lieb, an einem großen Beispiele zeigen zu können, wie wenig das alte System befriedige, weil man nun um so weniger fragen darf, ob das neue gebraucht werden dürfe. Es darf nicht gebraucht werden, es muß gebraucht werden, weil es das wahre ist, und allein den Menschen befriedigt. Daß es zugleich das natürlichste sey und sich wirklich aus dem Menschen leicht entwickeln lasse, hab' ich durch meine Katechisationen zu zeigen versucht, weil es vor mir noch keiner gethan hatte.

So viel hatte ich zu sagen, weil es mir die Zeitumstände zu erfordern schienen, und ich hoffe wenigstens manchen nützlichen Wink, und einen Fingerzeig gegeben zu haben, wie man in der Vergleichung selbst weiter fortfahren müsse. Ich verlange aber ganz und gar nicht, daß man ungeprüft meine Worte für Wahrheit halte, allein hat man sie nach angestellter Prüfung als solche befunden (was ich denn

allerdings glaube); so weiß jeder Denker, was künftig zu thun sey. So viel versteht sich wohl von selbst, daß diese Schrift für jene, welche sich für den Glauben, den man ihnen in der Kindheit vorpredigte, nie Gründe und Rechenschaft abgefordert haben, durchaus nicht ist, allein ich sollte meinen, daß es deren in einem Zeitalter, wo eine Kritik aller Offenbarung Bedürfniß war, nur wenige mehr geben könne, und so dürfte ganz im Stillen ein Fundament gelegt werden müssen, während man den, der will, ruhig im obern Stockwerk wohnen läßt, das nur von baufälligen Stützen gehalten wird. Die Zeit wird das Ihrige schon thun, und auch die Religion wird, so hoffe ich aus Religion, die ihrer einzig würdige Gestalt erhalten. Wer dann doch lebte! Aber auch geholfen zu haben sie nur vorzubereiten, jene Zeit, schon das ist Seligkeit.

Amicus Plato, Amicus Aristoteles, sed magis amica veritas.

Bei dem Verleger dieses sind unter andern folgende Bücher zu haben.

Aktenstücke in der Sache des Fichteschen Atheismus. 8. 799. 12 gl.

Anacreontis Carmina et fragmenta graec. c. not. ed. L. H. Teucherus. 8. 799. 6 gl.

Beschreibung aller Religionen in der Welt, 3te Aufl. gr. 8. 787. 12 gl.

Betrachtungen über die feine Lebensart, nach dem Franz. des Abt Bellegarde bearbeitet; mit Anmerkungen und einer Abhandlung über die Vereinbarkeit artiger Sitten mit unverfälschter Redlichkeit, von K. H. Heydenreich. 8. 1800. 1 Rthlr.

Bilderbuch, geographisch naturhistorisches, mit ausführl. Texte, enthaltend die Länder- und Völkerkunde. Ein Geschenk für die Jugend. 1 — 3r Heft. Mit Karten und Kupfern. illum. u. schwarz. gr. 4. jeder Heft à 16 gr.

Claudius, G. C. kleine Kinderwelt, oder neues Lesebuch zur ersten Bildung des gesunden Menschenverstandes, für das Alter von 5 bis 8 Jahren. 4 Bändchen. 8. 1801. 2 Rthl.
Wird fortgesetzt.

Gruber, J. G. über die Bestimmung des Menschen, für das gebildete Publikum. 2 Bände. 8. 2 Rthl. 12 gr.

Gruber, J. G. Katechisationen über die Moral und Religion; nebst einer durchgängigen Beispielsammlung zur Anwendung für das praktische Leben. 1s Bändchen. 8. 20 gl.

Hoffbauer, J. Chr. Ueber die Perioden der Erziehung. Besonders über die Grenzbestimmung des Unterrichts auf Universitäten und den nächst höhern Schulen, mit ausführbaren Vorschlägen zur Verbesserung der ersten. 8. 1800. 1 Rthl. 6 gl.

Hülfreichs, Erdmann, Unterricht für Bauersleute, gesundes und starkes junges Vieh zu erziehen, und die zu heilenden Krankheiten der Pferde, des Hornviehes, der Schaafe und der Schweine auf eine leichte Art zu kuriren. 3te verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. 9 gl.

Dessen erfahrne Hausmutter auf dem Lande in

der Beschreibung der Wirthschaft seiner Frau Katharine, zur Belehrung für Bauersweiber und Töchter, die auch gute Hausmütter werden wollen. gr. 8. 1802. 10 gl.

Kunst, sein Leben der Tugend, Weisheit und guten Lebensart gemäß zu führen, nach dem lateinischen Werke des Herrn Rath Campe. 8. 799. 18 gl.

Laura's Briefwechsel mit ihren Zöglingen, als Beitrag einer anständigen Unterhaltung f. gebildete Frauenzimmer. 8. 799. 1 Rthl.

Michaelis, C. F. Einleitung in die höhere Philosophie als Propädeutik der Wissenschaftslehre. 8. 799. 1 Rthlr.

Pölitz, K. H. L. populäre Anthropologie, oder Kunde von dem Menschen nach seinen sinnlichen und geistigen Anlagen 2c. gr. 8. 1800. Schreibp. 20 gl. Druckp. 18 gl.

Schelle, K. G. Briefe über Garve's Schriften und Philosophie. 8. 1800. 1 Rthl. 6 gl.

Tittmann, D. C. A. über den Unterricht des Volks in den Strafgesetzen auf Schulen. 8. 799. 12 gl.

Unterredungen eines Vaters mit seinen Kindern über die menschliche Seele. 8. 12 gl.

D. Knode

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heydenreich, Karl Heinrich,

Betrachtungen über die Würde des Menschen im Geiste der Kantischen Sitten- und Religions-Lehre mit Zollikofers Darstellung

Leipzig [1803]

Ph.pr. 638

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10040832-6